

AUSWANDERUNGSBEWEGUNG

Hartmut Dilcher

Der Soldatenhandel unter Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel

Die ersten Harler, die im großen Stil nach Nordamerika gingen, taten dies nicht durchweg freiwillig. Sie waren Teil eines großen Söldnerheeres, das der hessische Landesfürst Großbritannien mietweise überlassen hatte.

Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel unterzeichnete am 15. Januar 1776 mit seinem Schwager König Georg III. von Großbritannien so genannte Subsidienvträge. Gemäß dieser Verträge verpflichtete sich Friedrich II. zur Entsendung von 12 000 Mann in den Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1776–1783).

Die Landgrafschaft Hessen-Kassel, deren Territorium etwa dem heutigen Nordhessen entsprach, war zu jener Zeit das Land mit dem wohl höchsten Anteil von Soldaten an der Gesamtbevölkerung und lag in dieser Hinsicht sogar noch vor Preußen. Da Hessen-Kassel auf Grund seiner ungünstigen naturräumlichen Gegebenheiten (viele Mittelgebirgsregionen mit ausgedehnten Wäldern, wenig fruchtbaren Böden) ein relativ armes Land war, wurden die Einnahmen durch die Vermietung der Armee zur wichtigsten Finanzquelle. Mit seinem anerkannt guten Militär konnten die

jeweiligen Kasseler Fürsten auch ihre politische Stellung innerhalb Europas stärken.

Für die Bevölkerung war die Versorgung der Armee mit Uniformen, Ausrüstung und Verpflegung ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Die Kehrseite des Soldatenhandels war neben den Opfern der militärischen Einsätze ein bisweilen spürbarer Arbeitskräftemangel.

Auf Grund seiner langen Söldnertradition (in der Zeit von 1677 bis Anfang des 19. Jahrhunderts wurden Soldaten vermietet) verfügte Hessen-Kassel über eine große Anzahl an gut ausgebildeten Truppen und konnten deshalb schnell große Kontingente gen Amerika in Marsch setzen.

Für die heutigen Betrachter erfolgt die Verteilung des sogenannten Soldatenhandels natürlich zu Recht. Gemessen an den Maßstäben der damaligen Zeit war dies jedoch gängige Praxis. Die Anwerbung der hessischen Truppen für den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg erfolgte nach damals gültigem und im Reich anerkanntem Recht. Presskommandos, die willkürlich Menschen zum Dienst pressten, gab es nicht oder waren die Ausnahme. Die Rekrutierung erfolgte auf Grund einer Wehr- bzw. Dienstpflicht, der junge Männer überwiegend aus unteren Ständen

nachkommen mussten. Viele weitere meldeten sich freiwillig, da der Dienst an der Waffe für viele Menschen eine attraktive Möglichkeit war, versorgt zu sein. Dies ist ja bis in unsere heutige Zeit so geblieben. Auch der Einsatz in fernen Ländern ist für uns wieder alltäglich geworden. Damals hofften viele Freiwillige auch auf Abenteuer und Beute im sagenhaften Amerika.

Auf Grund des Untertanenverhältnisses und der Tatsache, dass die meisten Rekruten nicht freiwillig in den Krieg zogen, war es verwunderlich, dass die Hessen nicht scharenweise in Amerika davonliefen. Gemessen an den Verhältnissen in anderen europäischen Kriegen war die Zahl der Deserteure in der hessischen Armee unerwartet gering. Selbst bei den betroffenen Armeen der Briten und der Amerikaner war das unerlaubte Entfernen von der Truppe ein weitaus größeres Problem.

Um die Verluste in Amerika aufzufüllen, mussten aus der Heimat neue Soldaten nachgeliefert werden. Insgesamt wurden 19 000 Soldaten von Hessen nach Amerika geschickt. In den eigentlichen Kampfhandlungen haben „nur“ 535 Menschen das Leben gelassen. Der gefährlichste Feind waren Klima und Krankheiten, denen etwa 4 000 Söldner zum Opfer gefallen sind. Etwa 3 000 Soldaten blieben nach Friedensschluss freiwillig in Amerika. Der Rest von etwa 11 000 Soldaten kehrte zumeist 1783 zurück in die Heimat.

Wie es den Soldaten auf ihrem Weg nach und schließlich in Amerika erging, darüber gibt es nur wenig Zeugnis. Aufzeichnungen von einfachen Soldaten existieren kaum. Interessant sind aber die Tagebuchaufzeichnungen des Regiment-Quartiermeisters Carl Bauer im Gre-

nadier-Bataillon Köhler. Interessant deswegen, weil sich in diesem Bataillon, welches bereits kurz nach der Vertragsunterzeichnung im Februar 1776 in Wolfhagen zusammengestellt wurde, auch ein Harler befand: Es handelte sich um Adam Wolff.

Die 2. Kompanie des Grenadier-Bataillons marschierte laut Tagebuchaufzeichnungen in der Zeit vom 8. Mai bis 3. Juni 1776 von Wolfhagen nach Ritzenbüttel (bei Cuxhaven). Am 9. Juni begann zunächst die Überfahrt nach Portsmouth in England, wo sie am 20. Juni eintrafen. Am 20. Juli ging es in einem Konvoi schließlich weiter nach Amerika. Am 23. Oktober legten die Schiffe in der Nähe von New York an.

Auf See gab es bereits die ersten Toten. Auf dem Schiff des Tagebuchschreibers Carl Bauer erreichten sieben Soldaten nicht das amerikanische Festland. Sie starben zumeist an Fieber und wurden auf See bestattet.

Im Tross der Soldaten befanden sich auch einige Familienangehörige, zumeist Ehefrauen von Soldaten. So sind auf dem Schiff des Tagebuchschreibers auch zwei Kinder geboren worden.

Am 16. November kam es für das Regiment Köhler zum ersten großen Gefecht um Fort Washington.

Harler Soldaten im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg¹⁾

Heinrich Adolf (?)	Pfeifer in der 2. Kompanie des Grenadier-Bataillon Köhler, vermutlich Frühjahr 1777 nach Amerika eingeschifft.
Heinrich Schaeffer (geb. ≈1727)	Sergeant, später Fourier in der 5. Kompanie des Garnison-Regiments von Huyn, vermutlich von 1776 bis 1783 in Amerika.
Christoph Schroeder (geb. ≈1758)	Grenadier in der 3. Kompanie des Grenadier-Bataillon von Minnigerode, im Februar 1781 rekrutiert.
Adam Wolff (geb. ≈1735)	Grenadier, später Korporal in der 2. Kompanie des Grenadier-Bataillon Köhler, vermutlich von 1776 bis 1783 in Amerika.
Heinrich Wolff (geb. ≈1767)	Pfeifer im Grenadierbataillon Köhler. Der Name Heinrich Wolff wird im Februar 1783 erwähnt. Ob er als Soldat noch nach Amerika verschifft wurde, ist sehr ungewiss.
Michael Schroeder (?)	Gemeiner in der 5. Kompanie des Regiments von Donop.
Bruessing (geb. ≈1743), Monse (geb. ≈1757)	Ab 1777 Gemeine im Garnison-Regiment von Wissenbach, beide vermutlich krank zurückgeblieben. Anschließend nicht mehr nach Amerika eingeschifft.
Heinrich Burghard (geb. ≈1759)	Gemeiner in der 3. Kompanie des Garnison-Regiments von Wissenbach, Zugang durch Rekrutierung im März 1780.
Grundes (geb. ≈1754)	Gemeiner in der 3. Kompanie des Leib-Infanterie-Regiments, Ersterwähnung im Februar 1783, daher nicht mehr in Amerika.
Konrad Fischer (geb. ≈1750)	Kanonier im Artillerie-Korps, seit 1776 in Amerika, Februar 1777 in Gefangenschaft geraten. Weiteres Schicksal unbekannt.

1) Hessische Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (Hetrina), Veröffentlichungen der Archivschule Marburg, Bd. I – IV.

Auswanderung aus Hessen-Kassel im 19. Jahrhundert²⁾

Eine erste Massenauswanderung aus Deutschland nach Nordamerika fand 1709 statt und ging vor allem von Südwestdeutschland aus. Aus dem heutigen Hessen waren zahlreiche Familien aus dem Fürstentum Nassau-Dillenburg beteiligt.

Um 1776 lebten bereits 225 000 Deutsche in Amerika und machten damit etwa 10% der weißen Bevölkerung aus. Diese frühen Auswanderer zogen wieder neue Auswanderer mit sich. In einem Brief aus dem Jahr 1788 an die alte Heimat ist folgendes zu lesen: „Ihr werdet doch lieber frei leben, als Euch und Eure Kinder die Zeit Eures Lebens in Armut und schwerer Arbeit zu plagen. [...] Hier bei uns ist der Werktag besser wie bei euch der Sonntag, denn wir essen mehr Fleisch als ihr Brot und trinken mehr Kaffee und Wein als ihr Wasser.“

So wie dieser Brief eines deutschen Auswanderers liest sich auch der Brief eines Harlers aus Amerika aus dem Jahr 1855. Es handelt sich um Johann Jost Heinrich Dilcher, der 1845 ausgewandert ist und noch genau die Zustände in seiner Heimat vor Augen hat:

„Man lebt hier frei und unumschränkt, braucht durchaus nicht zu schwitzen und zu seufzen unter dem Druck eines Regenten oder einer stolzen Obrigkeit, hier braucht man keinen Hut zu ziehen, und der fleißige, geschickte Geschäftsmann gilt so viel, und hat zu sagen,

was ein Millionär, ein Beamter und ein Pfaffe zu sagen hat, und was ein jeder verdient, das kann er das Seinige nennen.“

Von diesem Harler wird später noch die Rede sein.

Etwa 100 Jahre später wandert der Jude Siegmund Weinstein gezwungenermaßen von Gensungen in die USA aus. Weinstein war Viehhändler und handelte auch in Harle vor 1933 mit Vieh. Von den älteren Harlern konnten sich Liese Dünz bach und Wilhelm Momberg an Siegmund Weinstein erinnern. Zu

manchen Harlern hat er freundschaftliche Verbindungen gehabt, so dass Briefe von ihm vorhanden sind. In einem späteren Kapitel über das 3. Reich wird noch die Rede von ihm sein. Was er im Jahre 1955 in einem Brief aus Amerika an Katharina und Justus Ebert schreibt, klingt nicht viel anders als der obige Brief aus dem Jahr 1788: „Amerika ist ein wundervolles Land, bin schon 7 Jahre Bürger und bin stolz darauf. Hier gibt es alles Winter wie Sommer, alles frische Gemüse, alle Läden sind voll.“ Ein Jahr später schreibt Weinstein: „Hier



Wilhelm Metz (im Bild rechts) im Jahr 1910 auf Besuch in der alten Heimat. Dies war der erste und einzige Besuch in Deutschland. Von Wilhelm Metz (1875 bis 1971) wird noch an anderer Stelle die Rede sein.

2) Aus: Hessisches Auswandererbuch, Hrsg. Hans Herder, Inselverlag, 2. Aufl. 1984; Auswanderung aus Hessen, Ausstellung der Hess. Staatsarchive zum Hessentag 1984 in Lampertheim, Hess. Staatsarchiv Marburg, 1984.

gibt es große Farmen. Das Vieh ist alle gut gefüttert. Ich war vorigen Winter im Süden, da gibt es überhaupt kein Winter, da ist es immer Sommer. Da wachsen im Winter die Apfelsinen und alles beste Obst. Das Vieh ist das ganze Jahr auf der Weide. Amerika ist das beste Land der Welt. Gott segne es.“

Von den Auswanderungswellen im 18. Jahrhundert nach Nordamerika, Ungarn (1723) und Russland (1765–1767) wird Hessen-Kassel auf Grund seiner strikten Auswanderungsgesetzgebung kaum erfasst. Kassel, das im 18. Jahrhundert seine Armeen mehrfach gewinnbringend vermietete, hatte daher aus wirtschaftlichen Gründen ein großes Interesse am

Erhalt seiner Bevölkerungszahl. Erst im Jahr 1831 stellte Hessen-Kassel die Auswanderung verfassungsmäßig frei. In der Anfangszeit waren es dann vor allem Alleinstehende über 20 Jahre oder Familien mit einem gewissen Grundkapital, die fortzogen.

In Folge einer relativ langen Friedenszeit und verbesserter Lebensbedingungen stieg die Bevölkerung im 19. Jahrhundert stark an. Die Erwerbsmöglichkeiten hielten dagegen mit der Bevölkerungsentwicklung nicht Schritt und mündeten in eine Massenarmut. Verschärft wurde diese Wirtschaftskrise durch etliche Missernten. Dies führte dann ab etwa 1845 zu einer Auswanderungsbewegung, an der sich

zunehmend die Armen beteiligten, in der Hoffnung, in der neuen Welt bessere wirtschaftliche Voraussetzungen zu finden.

Religiöse und politische Motive spielten für diese Auswanderungswilligen eine eher untergeordnete Rolle. Die wirtschaftliche und soziale Ausweglosigkeit vieler Menschen kommt in einem Zitat eines Bäckerknechts zum Ausdruck: „Ganz ohne Aussicht, fast ohne Körperbedeckung und nicht das tägliche Brot mehr,

stehe ich, mein Weib und beide Kinder träumend hier und erkenne, dass in Europa für uns kein Heil ist.“

Auf dem Höhepunkt der Auswanderungswelle in den Jahren 1852–1857 verliert Hessen-Kassel etwa 4,3 Prozent seiner Bevölkerung. In Zahlen ausgedrückt sind das 34 000 Personen, die in diesen sechs Jahren auswandern. Mehrere Harler befinden sich auch darunter.

Auf ganz Deutschland bezogen findet die größte Auswanderungswelle nach Nordamerika in den Jahren von 1881–1890 statt. Insgesamt 1,45 Mio. Menschen verlassen in diesem Jahrzehnt ihre Heimat. Die Hauptmotivation zur Auswanderung ist in dieser Zeit die Anziehungskraft der Länder „mit den unbegrenzten Möglichkeiten“.

Nach 1890 sank die Auswanderungsbereitschaft rapide. Zum einen hatte sich auch Deutschland zu einem Industriestaat entwickelt, zum anderen war die Grenze der Neulanderschließung in der USA erreicht.

Neben dem Auswanderungsziel Nordamerika (90 Prozent aus Hessen-Kassel zog es in die USA) zogen die Menschen auch nach Südamerika (bevorzugt nach Chile), Australien und in die anderen deutschen Staaten, vor allem ins Ruhrgebiet und nach Preußen.

Auch von den Harler Auswanderern im 19. Jahrhundert werden die USA mehrheitlich angesteuert.

Der Autor bedankt sich bei Hans Gerstmann vom Geschichtsverein Schwalmstadt-Ziegenhain für die wertvollen Hinweise und Informationen zum Thema.



Das Foto zeigt Johannes Stieglitz (*1860) und Katharina (*1864), geborene Dilcher, mit zwei ihrer drei Töchter. Die Aufnahme entstand um 1910 in Amerika. Da die Verbindung von der Familie Dilcher nicht erwünscht war, sind beide Ende des 19. Jahrhunderts heimlich nach Amerika ausgewandert.

Die Nachkommen von Auswanderern

Karl Dilcher

Bis etwa Mitte der 1990er Jahre steckte das Internet noch in den Kinderschuhen und kaum über die akademische Welt hinaus verbreitet. Dann aber kam ein großer Schub, in dem die Anzahl der Internet-Seiten und auch der Benutzer explosionsartig wuchs, und das Internet erhielt eine breite Akzeptanz in der Bevölkerung. Das war besonders in den USA ausgeprägt, und weite Bevölkerungsschichten nutzten dieses neue Medium, um ihre Familiengeschichte zu erforschen. In diese Zeit fiel auch der Sommer 1995, als zum ersten Mal entfernte amerikanische Verwandte mit mir in Verbindung traten.

Ich will nun kurz beschreiben, wie die verschiedenen Kontakte zu den Nachkommen einiger Harler Auswanderer zustande kamen.

1. Die Dilchers in Atlanta

Aus heiterem Himmel erhielt ich am 9. Juli 1995 die folgende E-Mail von Jeff Dilcher:

„Nur einmal ist mir ein anderer Dilcher begegnet ... Ich sah Ihren Namen im Internet und dachte, ich schreibe einfach mal.

Gibt es viele Dilchers da oben in Kanada?“

Dazu muss ich sagen, dass ich zu der Zeit schon eine (dienstliche) Internet-Seite hatte, und mit den ersten Suchmaschinen konnte

jeder, der „Dilcher“ eingab, ziemlich schnell meine Adresse finden.

Jedenfalls schrieb ich sofort zurück und erwähnte auch, dass ich von einem Henry Dilcher wusste, der in den 1840er Jahren nach Amerika ausgewandert war, und dass ich 1979 dessen Spur bis zu dem Städtchen Pomeroy in Ohio verfolgt hatte, aber dann nicht weiterkam. Zum Teil lag das auch an mangelndem Interesse meinerseits; später wurde mir klar, dass ich nur etwas hartnäckiger hätte sein müssen.

Schon zwei Tage später, am 11. Juli 1995, bekam ich eine ausführliche Mail von Jeffs Vater Hank Dilcher, der damals Anfang 60 war und eine hohe Stelle beim Flugzeughersteller Lockheed in Atlanta hatte. Hank hatte jahrelang Ahnenforschung betrieben, hatte seine Vorfahren auch bis nach Pomeroy zurückverfolgen können, ist dann aber nicht weitergekommen. Er wusste zwar, dass Henry Dilcher aus Deutschland kam und wusste sogar, auf welchem Schiff, kam dann aber nicht weiter. Bei seinen Dienstreisen nach Deutschland rief er auch mit Hilfe von deutschen Kollegen viele Dilchers an, die er in Telefonbüchern fand, aber auch das verlief im Sande.

Erst Jeffs kurze Mail an mich brachte die zwei losen Enden zusammen. Es war dann auch sofort klar, dass es sich um den gleichen Henry Dilcher handelte, von dem sowohl Hank als auch ich schon lange wussten.

Hank und ich hatten daraufhin einen ausgiebigen Briefwechsel und ich schickte und schrieb ihm so ziemlich alles, was ich über die Familiengeschichte wusste, einschließlich Übersetzungen alter Briefe. Hank war mir überaus sym-

patisch und im folgenden Jahr vereinbarten wir ein erstes Treffen, und zwar in Harle.

Anfang November 1996, als ich auch gerade in Harle war, kamen Hank mit seiner Frau Meryl, Schwester Mary Ann und Schwager Joe zu Besuch in das Dorf und auf den Hof, aus dem ihre Vorfahren stammten.

Anfang Mai 1999 besuchte ich dann mit meiner Familie die Dilchers in Atlanta und wir trafen dort noch mehr Familienangehörige. Leider starb Hank im folgenden Sommer plötzlich und unerwartet, nur wenige Monate nach seiner Pensionierung. Wir stehen aber immer noch mit Meryl und Mary Ann in Verbindung.

Nur wenige Monate nach dem ersten Kontakt mit Hank erhielt ich eine weitere Anfrage von einer amerikanischen Familie Dilcher und ich schickte wiederum alle Informationen, die ich hatte. Doch dann kamen immer mehr Anfragen und es wurde mir bald klar, dass ich einfach nicht alles in gleichem Maße beantworten konnte wie in Hanks Fall. Als Ausweg schuf ich dann diese kleine Internet-Seite, die es immer noch gibt, wenn inzwischen auch sehr veraltet und technisch überholt. Jedenfalls konnte ich bei weiteren Anfragen (und es gab noch mehrere) immer auf diese Seite verweisen, was den meisten dann auch genügte. Es wurden auch kommerzielle Internet-Foren geschaffen, und es war erstaunlich, wie viele Dilchers sich dort elektronisch versammelten. Die meisten stammen in der Tat auch vom in Harle geborenen Henry Dilcher ab.

Es gab sogar Familientreffen; so bekam ich eine Einladung zu einem Treffen am 13. August 2000 in Pageville, Ohio. Auf der Einladung sieht man ein altes Bild von einem

„Grand Dilcher Hotel“, das Ende des 19. Jahrhunderts dem Henry Dilcher in Pomeroy, Ohio, gehörte. Die Kontakte zu diesen anderen Zweigen der Familie sind inzwischen eingeschlafen, was zum Teil wieder an fehlendem Interesse meinerseits lag.

2. Die Familie Metz in Amerika

Eine weitere große und nette Überraschung war die unerwartete Mail, die ich von einem Bill Metz aus Iowa erhielt. Hier ist der Anfang:

„Lieber Karl, ich heiße William Henry Metz, oder kurz Bill. Ich bin ein anderer Ur-Ur-Enkel von Conrad Metz, und wohne in Sioux City, Iowa. Der Bruder Henry von Maria Dilcher, geb. Metz war mein Urgroßvater. Ich glaube, dadurch sind wir Vettern dritten Grades.“

In diesem Fall wusste ich sofort, um wen es sich handelte. Waren doch die Iowa-Metzens fast hundert Jahre lang und zwei Weltkriege hindurch, mit der Maria Metz und dann mit deren Töchtern (meinen Großtanten) ununterbrochen in brieflicher Verbindung. Der letzte Kontakt brach erst ab, als meine Großtante Sophie 1981 starb. Auch verbinden mich noch „lebende Erinnerungen“ mit Bill: Von meinen Großtanten und einem Großonkel hörte ich viele Geschichten über die drei amerikanischen Metz-Brüder, und auch über die Brotfabriken in Amerika, Bill kannte sie natürlich alle, und war dann später auch der letzte Metz als Geschäftsführer des Brotkonzerns. Im Jahr 1961 war man bei Dilchers und bei Metzens in der Obergasse über die Nachricht eines Flugzeugabsturzes über New York

erschüttert, bei der eine Kusine der Großtanten ums Leben gekommen war; ich kann mich noch genau an die Aufregung erinnern. Bill kannte natürlich seine Tante, die umgekommen war.

Anders als bei den Atlanta-Dilchers, wo einem relativ kurzen brieflichen Kontakt mit der alten Welt hundert Jahre „Funkstille“ folgten, standen bei den Metzens den erstaunlichen hundert Jahren Kontakt mit Harle nur eine Pause von 23 Jahren gegenüber. Aber während in Harle noch viele Briefe aus Amerika erhalten sind, konnte Bill auf der anderen Seite keine Harler Briefe mehr finden; wahrscheinlich wurde das alles in den letzten Jahrzehnten weggeworfen, nachdem die alte Generation ausstarb.

Bei dem Kontakt mit Bill Metz ist noch interessant, dass er meine Internet-Seite von Harle nur deshalb fand, weil dort der Name Metz als eine Bildunterschrift vorkam. Erst später wurde ihm bewusst, dass hier eine verwandtschaftliche Beziehung besteht, die um zwei Generationen enger ist, als die zwischen mir und den Dilchers in Atlanta.

Seit 1985 habe ich regelmäßig die Universitätsstadt Champaign in Illinois besucht und ich wusste damals schon, dass es dort eine Verbindung mit den Metzens gab. Ich war allerdings bei meinen kurzen dienstlichen Aufenthalten nie dazu gekommen, diese Spuren zu verfolgen. Erst im Jahr 2005, als ich Bill Metz zum ersten Mal traf, führte er mich zu den wesentlichen Stätten in Champaign und im nahe gelegenen Städtchen Tolono. Es stellte sich heraus, dass ich zuvor öfters, ohne es zu wissen, am ehemaligen Haus meines Urgroßonkels Martin Metz vorbeigegangen

war. Die Verbindung zu Bill Metz und seiner Frau Nancy ist immer noch eng und herzlich. Nach meinem Treffen mit Bill in Illinois waren beide schon zweimal in Harle, zuletzt Ende August 2007.

3. Die Familien Wee und Conway in Australien

Im April 1998 erhielten meine Eltern, ebenfalls unerwartet, einen am 12. April 1998 geschriebenen Luftpost-Brief von einem Peter Conway aus Sydney in Australien. Der Brief war in Englisch, aber kurz darauf war ich zu Besuch in Harle, und so konnte ich mich darum kümmern und ihn zunächst per Luftpost und später, zu Hause in Kanada, ausführlicher per Mail beantworten. Durch die von Pfarrer Auel erhaltenen Informationen und von dem, was Peter Conway beitrug, ergab sich dann langsam das Bild der Familie Weh (oder Wee), das noch in einem anderen Beitrag beschrieben ist. Peter und seine Frau besuchten vor einigen Jahren Harle und den Dilcherschen Hof, inzwischen ist diese Verbindung eingeschlafen.

Der Autor ist in Harle geboren. Seit 1984 lebt er mit seiner Familie in Halifax, Kanada, und arbeitet als Mathematiker an der Dalhousie-Universität.

Die Harler Dilchers in Amerika

Karl Dilcher

Johann Jost Heinrich Dilcher

Johann Jost Heinrich Dilcher wurde am 7. Juli 1821 in Harle geboren. Seine Eltern waren der Bauer Johann Heinrich Dilcher (17. Dezember 1783 bis 12. Mai 1846) und seine Frau Maria Elisabeth Dilcher, geborene Ackermann (30. August 1783 bis 12. April 1842). Es ist nicht genau bekannt, welchen Rufnamen Johann Jost Heinrich in Harle und in deutschen Landen hatte; in einem Brief, als er schon in Amerika war, erwähnte ihn sein Bruder beim Namen Jost Heinrich. Er selbst unterschrieb die noch erhaltenen Briefe von ihm mit Heinrich Dilcher, und in Amerika nannte er sich Henry. Ich werde also im folgenden den Namen Henry benutzen.

Henrys ältester Bruder Johann Heinrich (1807 bis 1882) übernahm den Hof, wie es üblich war, und deshalb lernte Henry ein Handwerk. Er ging im Oktober 1835 beim Schuhmachermeister Wilhelm Hilgenberg in Felsberg in die Lehre, bis er im Oktober 1838 die Gesellenprüfung bestand. Der Lehrbrief ist noch vorhanden und befindet sich nach wie vor im Hause Dilcher in Harle. Nach genau 170 Jahren ist dieses Dokument noch erstaunlich gut erhalten.

Es ist nicht bekannt, was Henry nach seiner Lehre machte; 1845 aber, also im Alter von 23 oder 24 Jahren, wanderte er nach Amerika aus. Wie so viele andere Auswanderer ließ er sich zunächst in New York City nieder. Dort heiratete er am 2. August 1846 die Katharina Lutz aus Kirchheim im Kreis Hersfeld; sie war im Juli 1845 nach New York gekommen. Es ist nicht bekannt, ob sich die beiden schon vor der Auswanderung gekannt oder ob sie sich erst in New York kennen gelernt hatten. Die Trauung fand in der „German Methodist Church“ in der 2. Avenue statt. Zu dieser Zeit gab es in den meisten amerikanischen Großstädten beachtliche deutsche Kolonien und Stadtteile, oft „Little Germany“ genannt, mit eigenen Geschäften, Kirchen und Tageszeitungen. Die Lebensbedingungen in New York dürften jedoch in jenen Jahren nicht sehr gut gewesen sein, und so reisten viele Einwanderer bald weiter, darunter 1848 auch Henry und seine Frau Katharina mit einem Säugling. In einem Brief nach Harle vom 22. Juli 1855, offenbar dem ersten Brief seit mehreren Jahren, schrieb er: „Vor 7 Jahren verließ ich die große Weltstadt, das überall bekannte New York, um mein Glück im

Innern des Landes zu suchen, um mein Eigentum so schnell als möglich zu gründen, was mir auch mit Hilfe Gottes, und durch den unermüdeten Fleiß meiner Hände bald gelungen ist. Ich habe mir schon vor einigen Jahren ein sehr schönes großes Haus gebaut, darinnen ich meinen schönen reich versehenen Kaufladen von lauter Schuhen und Stiefeln habe. Ich betreibe meine Profession mit den besten Erfolgen und beschäftige fortwährend vier bis sechs Gesellen, und bin dennoch fast nicht im Stande, soviel Arbeit zu verfertigen was ich verkaufen könnte. Ich habe noch so viel Raum übrig, dass ich jährlich über 100 Preussenthaler Miete ziehen kann, von Hausleuten. In Beziehung auf meine Geschäfte bleibt mir nichts zu wünschen übrig.



Der Lehrbrief des Johann Jost Heinrich Dilcher aus dem Jahre 1838.

Ich habe es Gott sei Dank so weit gebracht, dass ich alle Tage wenn ich von hier weg wollte, und mein Eigenthum verkaufen würde, meine 5000 Preussenthaler habe. So kein Unglück über mich kommt, dem man freilich nicht im Stande ist, auszuweichen, so kann ich Jahr für Jahr 500 Preussenthaler auf Zinsen anlegen.“

Auch was die sonstigen sozialen Bedingungen betrifft, so scheint Henry sehr zufrieden gewesen zu sein. Er schrieb weiter:

„Man lebt hier frei und unumschränkt, braucht durchaus nicht zu schwitzen und zu seufzen unter dem Druck eines Regenten oder einer stolzen Obrigkeit, hier braucht man keinen Hut zu ziehen, und der fleißige, geschickte Geschäftsmann gilt so viel, und hat zu sagen, was ein Millionär, ein Beamter und ein Pfaffe zu sagen hat, und was ein jeder verdient, das kann er das Seinige nennen.“

Auch die Stadt und die Umgebung scheinen Henry zu gefallen: „Was unsere Gegend hier anbelangt, so kann man sie zu einer der nährreichsten und gesundesten Gegenden des Landes zählen. Pomeroy, vor 20 Jahren kaum erdacht, ist bis jetzt schon zu einer Stadt herangewachsen, Fabriken, Handel und Ackerbau stehen in Blüthe. Die Mehrzahl der Bewohner sind Deutsche. Was die Brot-Preise anbelangt, so sind sie hier billiger als in Deutschland, man hofft sie täglich noch immer billiger zu bekommen, da wir dieses Jahr eine ungeheuer reiche Erndte haben, so dass es alle Produkte im mächtigen Überfluss hat.“

Im übrigen scheinen die Brotpreise in vielen Briefen ein wichtiges Thema zu sein. Der folgende Auszug aus einem Brief von Henrys Bruder, dem Harler Bauer Johann Heinrich an

den anderen Bruder Wilhelm in Amerika (von dem noch die Rede sein wird) ist auch im Hinblick auf die politische Lage in Kurhessen interessant und lässt ahnen, warum es viele junge Menschen nach Amerika zog. Johann Heinrich schrieb am 28. September 1852:

„Auch sind die Früchte seit 1846 in hohe Preise gekommen, welches die armen Leute sehr drückt! Und was noch schlimmer war, lieber Bruder, es war auch im Jahr 1848 eine Revolution in ganz Deutschland und namentlich auch in unserem Vaterlande ausgebrochen, welche aber gottlob wieder durch fremdes Militär, nämlich durch Bayrische Soldaten von welchen auch wir acht Wochen lang im Quartier gehabt haben, gedämpft worden ist. Es hat aber manche Stadt, manches Dorf und viele Familien sehr gedrückt und in Rückstand gebracht. Und hierdurch musste unser Militär auch vieles leiden. [...] Es sind auch nachdem mehrere Familien von hieraus [...] nach Amerika übergezogen, auch noch viele Burschen und Mädchen, welche ich nicht alle namhaft machen kann.“

Trotz seines überaus positiven Berichts hat Henry in seinem Brief von 1855 doch ein paar mahnende Worte an Freunde und Verwandte in Harle: „Schon seit 2 Jahren waren alle Lebensmittel im hohen Preise, und der Arme konnte sich oft nicht satt essen, noch viel weniger seine arme Familie sättigen, was der Fall am häufigsten war in den größeren Städten. Ich als Landsmann und mit den hiesigen Verhältnissen ziemlich bekannt, warne jeden meiner deutschen Landsleute, soviel als möglich wenn sie das gelobte Land betreten wollen, die großen Städte zu meiden. Alles zieht sich darauf hin, Arbeitskräfte sind überbesetzt,

während sie in kleinen Städtchen mangeln, und weit mehr erübrigen können, als in großen Städten.“

Henry ermuntert daraufhin Freunde und Bekannte, in seine Gegend zu ziehen, und er schreibt weiter: „Sollte es der Fall seyn, dass Leute aus Eurem Ort oder Umgegend hierher reisen, so würde es mir Freude machen, wenn Ihr solche an mich weisen würdet; seit 7 Jahren, dass ich mich hier niedergelassen haben, habe ich keinen Landsmann, noch weniger einen Bekannten oder Freund gesehen. Arbeit hat es in hiesiger Gegend immer, besser als irgendwo, weil hier ungeheure Geschäfte betrieben werden. Die Reise von New York hierher ist durchaus nicht beschwerlich und kostspielig, weil man bis hierher per Dampfkraft theils zu Lande, theils zu Wasser fahren kann.“

Seiner eigenen Familie räumt Henry relativ wenig Raum ein, doch er schreibt: „Meine Familie besteht bis jetzt aus 3 Nachkömmlingen, zwei Buben und ein Mädchen, sie sind alle gesund und frisch, dergleichen ich von mir und meiner lieben Frau berichten kann, und ebenfalls von Euch hoffen will.“

Der Familie scheint es weiterhin gut zu gehen; 1870 wird das Gesamtvermögen schon mit \$ 30000 angegeben. Später wird das große Haus zum „Grand Dilcher Hotel“; es existieren Aufnahmen mit diesem grandiosen Namenszug. Weiteren Einblick in Henrys Lebensumstände bekommen wir durch Briefe in die Heimat von seinem damals 16-jährigen Neffen Andreas, der im Herbst des Jahres 1870 zu ihm gezogen war; von ihm soll später noch die Rede sein. Andreas schrieb im Februar 1871:

„Ich hatte mir Amerika nicht so vorgestellt, wie es ist. Wenn nichts vorfällt, kommt mein Onkel einmal nach Hause, und besucht Euch. Ich kann Euch versichern, er ist reicher als Ihr geglaubt habt. Soviel ich weiß, hat er an einem Platze 10000 Dollar auf Zinsen, dann hat er viele Häuser, und sonst noch viel Geld auf Zinsen. Er hat auch viel Land, 400 Acker. Ich helfe im Laden Ware verkaufen. Er hat ein Schuh und Stiefel Geschäft, die er kauft und wieder verkauft. [...] Mein Onkel ist ungefähr 75–80000 Taler reich.“

Aus einem späteren Brief von Andreas geht hervor, dass Henrys Geschäfte sich nicht auf Schuhe und Stiefel beschränkten. Am 20. Oktober 1872, seinem 18. Geburtstag, schrieb Andreas, dass er und Heinrich (wahrscheinlich sein oben schon erwähnter Vetter Henry, damals 18 oder 19 Jahre alt) immer alleine im Laden seien. Er fuhr fort: „Mein Onkel geht fast jeden Tag nach Clifton, West Virginia, daselbst ist er Führer eines Salzwertes wo er Geld darinnen hat. Und auch Hypotheken. Hier bekommt er 100 Dollar den Monat. [...] Ich gehe in bald 2 oder 3 Wochen nach Cincinnati mit Onkel um Ware zu kaufen. Wir haben das größte Schuhgeschäft in dieser Stadt.“

Pomeroy liegt direkt am Ohio-Fluss, ein schiffbarer Strom, der hier die Grenze zum Staat West Virginia bildet. Es gab über die Jahre einige verheerende Überschwemmungen; ein altes Bild zeigt das „Grand Dilcher Hotel“ mit den Fluten bis zum Oberrand des Erdgeschosses.

Bis 1889 liegt dann kein Brief mehr vor. Zu dem von Andreas erwähnten Besuch in Deutschland ist es offenbar nie gekommen, wahrscheinlich zunächst der Geschäfte we-



Hochwasser in Pomeroy, 1884.



Pomeroy, Ohio, Ende des 19. Jahrhunderts. Das „Grand Dilcher Hotel“ ist in der Bildmitte zu sehen.

gen, und dann aus Gesundheitsgründen, wie Henry selbst am 7. April 1889 seinem Neffen Johann Georg Dilcher, dem damaligen Hofbesitzer, schrieb. Henry wundert sich in seinem kurzen Brief darüber, dass er lange nichts mehr von seiner Schwester gehört hatte; wahrscheinlich handelt es sich um Anna Katharina, die nach Gensungen geheiratet hatte. Der damals 67jährige Henry schrieb weiter: „Bei mir geht es rückwärts anstatt vorwärts, bin schon ein ganzes Jahr krank und beinahe blind. Aber morgen will ich fort und nach Cincinnati bei einem Doktor, um meine Augen zu operieren lassen, mit Gottes Hilfe es wird mir geholfen werden, denn am Herrn alleine steht meine Hoffnung. Genug davon. Wir können sonst nicht klagen, bloß wenn ich nur wieder gesund wäre und Licht hätte.“

Weiter liegt uns über Henry Dilcher nichts vor. Seine Frau lebte 1889 auch noch, ich weiß aber nicht, wann sie starb. Henry starb im Jahr 1900 und liegt in Pomeroy auf dem Friedhof „Beach Grove Cemetery“ mit Katharina zusammen begraben. Die Grabstelle und der Grabstein bestehen noch. Der am Anfang erwähnte Hank Dilcher aus Atlanta war der Urenkel von Henry Dilcher.

Wilhelm (William) Dilcher

Außer Henry wanderte auch sein ein bis zwei Jahre jüngerer Bruder Wilhelm nach Amerika aus. Von ihm ist viel weniger bekannt, es wurde aber von den alten Dilchers erzählt, er soll eher ein „Nichtsnutz“ gewesen sein. Er muss in den gleichen Jahren wie Henry ausgewandert sein und lebte lange in Texas. Nur ein Brief aus Texas ist erhalten geblieben; die Schrift ist schlecht und kaum leserlich. Ärger

und Verbitterung seiner Familie gegenüber gehen daraus hervor. So schrieb er unter anderem, „Ihr hieltet mich immer für einen Nichtsnutz, aber jetzt bin ich ein Mann der Welt!“ Am 28. September 1852 schrieb der Bauer Johann Heinrich seinem Bruder Wilhelm, der offenbar seit seiner Auswanderung 1846 (oder früher) noch nichts wieder aus Harle gehört hatte. So schrieb Johann Heinrich: „Wir haben nun schon vier Briefe von Dir erhalten und mit großer Freude daraus entnommen, dass Du mit Deiner lieben Familie noch damals bist gesund gewesen. Der Herr mag geben, dass Dich und die lieben Deinen diese wenigen Zeilen der Liebe mögen nun auch einmal antreffen, denn wir haben Dir schon zwei Briefe geschrieben wovon also, wie wir aus Deinem letzten Schreiben vom 9. August d.J. ersehen haben, noch keiner angekommen ist, welches uns allen herzlich leid ist. Ich ergreife daher nochmals die Feder, um Dir, lieber Bruder, soviel was Noth thut von hieraus mitzutheilen, was sich alles in unserer Familie seit Deiner Wegreise bis hierhin zugetragen hat.“

Dieser Brief ist uns erhalten geblieben, denn er wurde aus irgendeinem Grund nie fertiggeschrieben (es fehlen Gruß und Unterschrift) und offensichtlich auch nicht abgeschickt. Der andere Bruder, Henry in Pomeroy, drückt sich weniger herzlich über Wilhelm aus. So schreibt er in seinem oben schon zitierten Brief vom 22. Juli 1855 nach Harle: „Von Bruder Wilhelm kann ich Euch wenig Auskunft geben. Er hat mir zwar schon mehrere Briefe geschrieben, welche aber von verschiedenem Inhalte sind, so dass ich wenig Gewicht darauf legen kann. Einmal schreibt er mir, es ginge

ihm sehr gut, das anderemal ersucht er mich um Geld; ich habe ihm, um seinem Wunsche zu begnügen, 10 Dollar geschickt. Das ist alles, was ich von ihm zu sagen weiß.“

Dennoch muss sich Henry doch etwas um seinen wahrscheinlich schwierigen Bruder Wilhelm gekümmert haben. Denn die schon erwähnten Volkszählungs-Aufzeichnungen von 1860 in Pomeroy zeigen einen 37jährigen Kaufmann Wm. Dilcher, in Deutschland geboren, und mit einem Vermögen von \$ 300, aber ohne Grund und Boden. Im gleichen Haushalt wohnten die 29-jährige Elizabeth, ebenfalls in Deutschland geboren, und die Töchter Josephine (10) und Anna (8), beide in Texas geboren. Weiter ist über Wilhelm und seine Familie nichts bekannt; so weiß ich auch nicht, ob sie 10 Jahre später bei der nächsten Volkszählung noch in Pomeroy wohnten.

Andreas Dilcher

Auch Mitglieder der nächsten Generation von Dilchers wanderten nach Amerika aus. Einer von ihnen war Andreas, Sohn des Bauern Johann Heinrich (1807 bis 1882) und seiner zweiten Frau Anna Elisabeth, geborene Faber (1824 bis 1884), und jüngerer Bruder des späteren Bauern Johann Georg (1850 bis 1918). Andreas wurde am 20. Oktober 1854 in Harle geboren; zu dieser Zeit lebten also schon zwei seiner Onkel in Amerika. Seine Nichten, die Großtanten auf dem Dilcherschen Hof, erzählten später, dass Andreas sehr begabt gewesen sei. Der damalige Harler Pfarrer Friedrich Heinrich Brauns erkannte das und gab ihm Latein-Unterricht, wohl mit dem Ziel, dass er später Lehrer oder Pfarrer werden könne. Andreas spielte auch Klavier, wahr-

scheinlich ebenfalls beim Pfarrer gelernt. Im Herbst 1870, es herrschte gerade Krieg mit Frankreich, reiste Andreas nach Amerika zu seinem Onkel Henry. Ob der Krieg und die Gefahr des späteren Einzugs mit der Entscheidung zur Auswanderung zu tun hatten, ist nicht bekannt. Durch drei erhaltene Briefe in die Heimat in den Jahren 1871–1873 wissen wir einiges über Andreas und seine ersten Jahre in Amerika.

Er beginnt den ersten dieser Briefe mit einer bitteren Klage darüber, dass ein früherer Brief noch nicht beantwortet wurde, und schreibt: „Ich möchte deshalb wissen, was der Grund des langen Zögerns ist.“ Er wiederholt dann die Beschreibung seiner langen Reise: „Ich hab 10 Tage in Bremen gelegen und 1 Tag in Bremerhafen, dann bin ich mit dem [unlesbar] nach Hull gereist. Hier hab ich abermals zwei Tage müssen liegen. Sodann bin ich mit der Eisenbahn nach Liverpool gereist, wo ich 21 Tunnel passiert habe. Hier hab ich sechs Tage gelegen, sodann bin ich auf das Schiff Manhattan gegangen, und hat 16 ½ Tage genommen, bis wir nach Neu-York gekommen sind. Hier bin ich einen Tag liegen geblieben, so dann bin ich mit der Eisenbahn bis nach Baltimore gefahren, hier hab ich abermals einen Tag gelegen, und bin dann mit der Eisenbahn weiter fort bis Pittsburg, dann bin ich auf ein Schiff gestiegen und bin von dort nach Pomeroy gereist, wo es mir bis jetzt ganz gut gefällt. Als ich hier ankam, hat mich der Onkel gleich erkannt.“ Er schrieb, dass es ihm dort gut gefalle, aber er klagte etwas über die viele Arbeit. Im dritten und letzten uns vorliegenden Brief schrieb Andreas am 27. Juni

1873: „Auch ich befinde mich im besten Wohl in meinem neuen Geschäfte. Ich habe es Euch schon in einem anderen Briefe mitgeteilt, dass ich nicht mehr beim Onkel bin. Es gefällt mir hier sehr gut. Jedoch die Sehnsucht nach Hause steckt noch immer in mir.“ In diesem Brief teilt er seinen Eltern einige sehr wichtige Dinge mit. Er schreibt weiter: „Liebe Eltern, inliegend übersende ich Euch das Bild von mir und meiner Braut. Katie Miller ist ihr Name und ist 16 Jahre jetzt alt. Sie kann sehr wenig deutsch sprechen. Es ist jetzt ein Jahr dass ich mit ihr gegangen bin. Sie hat mir einen goldenen Ring gekauft for 22 Dollar. Sie ist jetzt nicht hier, sie ist zu Besuch gegangen 36 Meilen von hier. Ich gehe dahin nächste Woche und hole sie. [...] Ich bin nämlich den May bekannt mit dem Mädchen geworden. Ich habe mehrere Schüler gehabt Klavierspielen zu lernen. Ich habe ihr Klavierstunden gegeben, und habe sie frei gelernt, sie war damals bei ihrer Tante.“ Die zweite wichtige Mitteilung betrifft seine berufliche Zukunft. „Ich bin schon so weit in meinem Studieren, dass ich schon Hilfsdoktor bin und einen sehr guten Lohn verdiene. Ich muss jetzt so viel studieren, dass ich nicht viel Zeit bekomme zu schreiben. Es ist jetzt 11 Uhr des Nachts, und bin soeben fertig mit studieren geworden. Ich wette, wenn Ihr mir jetzt begegnen tätet, Ihr tätet mich nicht kennen. [...] Ich bin auch Buchhalter für einen Doktor hier, der bezahlt mich auch gut, so dass ich mein gutes Auskommen habe.“

Diese beiden Themen hat Andreas übrigens ziemlich durcheinander geschrieben, bevor er dann mit der großen Nachricht kam: „Ich

wollte ich könnte bei Euch sein den 20. Oktober wenn ich 20 Jahre alt werde, dann ist unsere Hochzeit. Ich erinnere mich öfters an die Worte welche meine Mutter sprach. Geld und Gut kann einem genommen werden, aber Wissenschaft nicht.“ Dann kommt er doch noch einmal auf die Medizin zurück:

„Die Cholera ist jetzt hier und da muss ich alle Tage fort und die Kranken besuchen. Diese Woche muss ich einem Kinde von 13 Jahren das rechte Bein abnehmen, denn es ist ein hartes Ding. Obwohl es das zweite ist, das ich abnehme.“

Andreas entschuldigt sich noch wegen des schlechten Schreibens, denn es sei in Eile geschehen, und fügt am Ende noch als Nachschrift hinzu: „Schreibt so bald als möglich, denn ich werde wahrscheinlich nach zwei Monaten auf die Universität gehen, um meine Papiere zu bekommen als Doktor und Apotheker.“

Ob Andreas überhaupt noch die Universität besucht hat (und welche eigentlich?) steht nicht fest. Er ist jedenfalls jung gestorben, möglicherweise bei der Ausübung seines Berufes; er erwähnte ja eine Cholera-Epidemie. Eine Tochter soll er gehabt haben, und mehr ist über Andreas Dilcher nicht bekannt.

Die Harler Metz in Amerika

Bill Metz



Conrad and Catherine Metz Family in Harle 1886
Photograph by Catherine Metz, Harle, Illinois, 1886, 1887 and 1888

Die folgende Geschichte handelt von fünf Harlern aus der Familie Metz, die nach Amerika ausgewandert sind. Aufgeschrieben hat sie Bill Metz, ein Cousin 3. Grades aus den USA.

Bill Metz hat sich intensiv mit der Geschichte der nach Amerika ausgewanderten Familienangehörigen auseinandergesetzt, so dass an dieser Stelle nur Auszüge wiedergegeben werden können.

Der 2. März 1794 in Harle sah die Geburt von Wilhelm Metz, Sohn von Arnold Metz und Anna Elisabeth, geborene Röhl. Wilhelm heiratete Martha Elisabeth Siebert am 9. Juni 1822 in Harle. Zwei Söhne und drei Enkel, die aus dieser Ehe hervorgingen, wanderten nach Amerika aus. Dies ist ihre Geschichte.

Balthasar Metz

Balthasar Metz, Sohn von Wilhelm und Martha, wurde am 23. Mai 1826 in Harle (Anm.: Harler Mühle) geboren. Balzer, wie man ihn nannte, war das dritte von neun Kindern, und der zweitälteste Junge. Er arbeitete auf dem

elterlichen Hof und auch als Schirmmacher bis 1851. Im April 1851 starb sein Vater, und der Hof ging an Balzers älteren Bruder Arnold. Dies war wahrscheinlich der Anlass für den 25-jährigen, sein Los zu verbessern. Am 21. August 1851 traf Balthasar im Hafen von New York ein.

[...] 1865 siedelte er sich in Allen County im Staat Ohio an, einer landwirtschaftlichen Gegend mit sanften Hügeln und vielen Flüssen, Bächen und Kanälen. Allen County muss Balzer an seine Harler Heimat erinnert haben. Es gab viele Möglichkeiten, denn der größte Ort, Lima, war erst 16 Jahre zuvor gegründet worden und hatte jetzt schon mehr als 2500 Einwohner. Irgendwann zwischen 1854 und 1856 wurde Balzer mit seinem jüngeren Bruder Wilhelm wieder vereint, der am 26. Juli 1854 in New York angekommen war.

In der Kreisstadt Lima wurden am 23. Januar 1857 Maria Elisabeth Klinger aus Darmstadt und Balthasar getraut. Am 17. Oktober 1857 wurde eine Tochter, Elisabeth, dem jungen Paar geboren.

In den Jahren vor dem Bürgerkrieg wurde die

Eisenbahn immer weiter gen Westen getrieben, und mit ihr auch die Armee. Durch beides wurden den Siedlern relative Sicherheit und gute Transportmöglichkeiten für ihr neues Leben in Amerika besichert. Balthasar sah in Anzeigen in den Lokalzeitungen, dass ein größerer Eisenbahnknotenpunkt in Tolono, einem kleinen landwirtschaftlichen Städtchen im Zentrum des Staates Illinois, gebaut werden sollte. In der Hoffnung, am daraus resultierenden Wachstum dieser Gemeinde teilnehmen zu können, zog er 1858 mit Frau und Tochter und mit seinem Bruder nach Tolono und gründete dort eine Schirmmacherei.

Die ersten Jahre waren gut. Phillip William wurde 1860 geboren und George im Jahr 1863. Doch dann wendete sich vieles für die Familie zum schlechten. 1882 starb Balthasar an einer Herzkrankheit, die durch Alkohol verschlimmert worden war. Die Tochter Elizabeth starb 1884 an den Folgen einer Geburt. Die Pechsträhne für die Familie riss nicht ab, im Oktober 1887 kam der jüngste Sohn George bei einem Eisenbahnunglück in Centralia, Illinois, ums Leben. Fast genau ein Jahr später starb die Mutter Elizabeth. [...]

Wilhelm J. Metz

Der zweite Harler Metz, der in Amerika landete, war der schon erwähnte Wilhelm Johannes Metz, seinen Eltern Wilhelm und Martha am 23. Januar 1835 geboren. Im Alter von 19 Jahren kam er am 26. Juli 1854 in New York an. Er könnte dort schon auf seinen Bruder Balthasar gestoßen sein, aber es ist wahrscheinlicher, dass er die Reise nach Amerika erst gewagt hat, als sein Bruder schon Fuß gefasst hatte. Das bedeutet, dass Wilhelm

wahrscheinlich direkt nach Allen County in Ohio reiste. Im Jahr 1858 zog Wilhelm mit Balthasar und seiner Familie nach Tolono, und fünf Jahre lang lebte er mit ihnen und arbeitete mit seinem Bruder im Schirmmacher-Gewerbe.

Am 27. Januar 1863 heiratete Wilhelm eine Mathilda Auguste Rothermund aus Hannover. Wilhelm arbeitete weiter in der Schirmmacherei seines Bruders und dem Paar wurden 7 Kinder in Tolono geboren.

In den späten 1870er Jahren erwogen Wilhelm und sein ältester Sohn Adolph die Möglichkeit, in Sioux City im Staate Iowa ihre eigene Schirmmacherei zu eröffnen. Die Zeitungen schrieben, dass Sioux City, mit seiner Lage inmitten besten Farmlandes und mit einem hervorragenden Binnenhafen und Eisenbahnverbindungen, das „nächste Chicago“ sein würde. Nach Balthasars Tod im Jahr 1882 erfüllte Wilhelm seinen Traum, und er und Adolph zogen nach Sioux City. Mathilda und der Rest der Familie kamen 1883 nach.

Der Familie ging es zunächst gut in Sioux City. Im Jahr 1888, als der Jüngste gerade fünf Jahre war, zog Wilhelm allein nach Emerson in Nebraska, etwa 40 Kilometer von Sioux City entfernt. In Emerson öffnete er eine neue Schirmmacherei und man las in Anzeigen: „Zwei Standorte – Sioux City und Emerson“. In Wahrheit allerdings konnten er und Mathilda nicht mehr friedlich miteinander leben. Im Juli 1891 ließ Mathilda sich nach 27 Jahren Ehe scheiden. Alten Briefen zufolge waren die Kinder und Verwandten schockiert darüber, dass sie die Scheidung von „Willy“ ersucht hatte. Im August 1901 erschien Wilhelm wieder an seinem alten Haus in Sioux City. Er hatte kleinere Schlaganfälle erlitten und konnte nicht mehr für sich selbst sorgen. Mathilda nahm sich selbstverständlich seiner an, brachte ihn ins Bett und pflegte ihn die folgenden vier Wochen. Am 24. September starb „Willy“, umgeben von seiner ganzen Familie.“

Die nächste Generation

Konrad Metz, ein Bruder von Wilhelm und Balthasar, wurde am 8. April 1833 in Harle geboren. Er zog durch seine Heirat mit Anna Katharina Mose 1857 in das Haus 18 (heute Obergasse 1) ein. Von den neun Kindern, die diese Ehe hervorbrachte, wanderten drei Söhne nach Amerika aus.

Heinrich Metz

Der erste von den dreien, die auswanderten, war Heinrich, geboren am 22. Februar 1866. Als Heinrich 18 wurde, reiste er nach London und besuchte dort bis 1889 eine Bäckereischule. Bereits zu dieser Zeit wurde Heinrichs Zukunft 6000 Kilometer weiter westlich in Sioux City bestimmt.

Vermutlich durch Vermittlung eines Cousins in Amerika kam Heinrich Metz am 11. Mai 1889 in New York an. Er fuhr mit der Bahn nach Sioux City und begann für Henry Fachmann, einen Bäckereibesitzer, zu arbeiten, während er zunächst bei Wilhelm und Mathilda Metz



Wilhelm und Marie Metz, 1924



Martin und Anna Metz



Heinrich Metz und Henriette Fachmann-Metz, 1895

wohnte, seinem Onkel und seiner Tante. Der junge Metz passte ganz gut in die „Fachmann Vienna Bakery“. Heinrich hatte eine gute Ausbildung in seinem Beruf, und er war ein heiratsfähiger Junggeselle. Die Beziehung zwischen Heinrich und der Familie Fachmann wurde enger und das Geschäft blühte. Schließlich verkaufte Henry Fachmann im Juni 1892 seine Bäckerei an Heinrich Metz. Heinrich hatte weiterhin ein gutes Verhältnis zu seinem früheren Arbeitgeber und im November 1895 heiratete er Henry Fachmanns zweite Tochter Henrietta Angelica.

Henrietta war damals 24 und bald war das erste Kind unterwegs. Am 30. Oktober 1896 wurde Henry Metz, jun. geboren. Doch ging die Freude schnell in Trauer über, denn am 5. November starb Henrietta am Kindbettfieber, kurz vor ihrem 1. Hochzeitstag. Am 8. Februar 1898 heiratete Heinrich Metz Senior die vierte Tochter der Fachmanns, die 21-jährige Virginia Concordia. Das Paar hatte einen Sohn und drei Töchter.

Im Jahr 1908 begann Heinrich Metz eine zweite Karriere, als er zum Stadtverordneten für den 4. District in Sioux City gewählt wurde, eine

Gegend mit etwa 10000 Einwohnern. 1912 begann er eine 6-jährige Amtszeit im Kreisrat. Im folgenden Jahr wurde Heinrich von Winn Campbell, einem anderen Bäckereibesitzer, aufgesucht. Dieser hatte den mittleren Westen durchreist und hatte Mehrheitsanteile an Bäckereien aufgekauft, während er die Vorsitzende in den Vorständen und Geschäften beließ, um weiteres Wachstum und Wohlergehen der einzelnen Bäckereien zu garantieren. Winn und Heinrich schlossen einen Vertrag ab, unter dem Heinrich seine Bäckerei an die Campbell Baking Company für Bargeld und Anteile in der neuen Firma verkaufte. Sie arbeiteten drei weitere Jahre unter diesem Abkommen zusammen und vollendeten 1919 den

Bau einer neuen kommerziellen Bäckerei mit großem Ausstoß. Heinrich verkaufte dann seine verbliebenen Anteile an der neuen Firma und ging in den Ruhestand.

1922 eröffnete Heinrichs Sohn Henry Metz Junior einen eigenen Betrieb, die Metz Brothers Baking Company, „Bakers of Butternut Bread“. 1926 wurde der Betrieb an einen neuen und größeren Standort verlegt. Die Bäckerei von Heinrich Senior war 1919 geschlossen worden, als der neue Campbell'sche Betrieb eröffnet worden war. Und nun kaufte Henry Junior das alte Gebäude, baute neue Maschinen ein, und es wurde als „Metz Brothers Old Home Bakery“ wiedereröffnet, sinngemäß die „Alte-Heimat-Bäckerei der Ge-

brüder Metz.“ Das neue Geschäft wuchs schnell. Wie zuvor sein Vater, belieferte Henry jun. die ganze Stadt mit Lieferwagen, und er belieferte auch Ortschaften per Bahn, die in alle Richtungen an der Eisenbahnlinie lagen. Im Jahr 1929 starb Heinrich Senior, der Auswanderer aus Harle, ziemlich unerwartet an einer Bauchfellentzündung nach einer Krebsoperation. Im Jahr 1935, mitten in der „Great Depression“, wie die Weltwirtschaftskrise in



Blick in eine Filiale von Henry Metz Sen. Bäckereigeschäften, 1892. Henry steht links am Verkaufstresen.

Amerika genannt wurde, hatte Metz Baking 70 Lieferwagen in Betrieb und einen jährlichen Brotumsatz von 3 Mio. Dollar. 1939 kaufte Henry jun. einen anderen Bäckereibetrieb in Sioux Falls im Staat South Dakota, etwa 120 Kilometer nördlich von Sioux City. Im Jahr 1945 produzierte der Gesamtbetrieb 225 000 Kilo Brot pro Woche mit einem Jahresumsatz von 4 Mio. Dollar.

Im Jahr 1946 tritt Henrys Sohn William C. Metz im Alter von 24 Jahren als stellvertretender Geschäftsführer in den Betrieb ein.

Das nächste Jahr 1948 war wieder ereignisreich für die Familie. Eine neue Bäckerei wurde im Februar in Watertown in South Dakota eröffnet und eine neue Brotfabrik ging im Juli in Sioux City in Betrieb. Mit 11 000 Quadratmetern und einer Investition von 1,25 Mio. Dollar war dies die modernste Großbäckerei des Landes. Während 1926 in der ersten Metz Brothers Bakery 8 500 Laib Brot am Tag gebacken wurden, waren es nun 8 500 Laib Brot pro Stunde.

1953 wurde William C. zum Geschäftsführer ernannt und eine weitere neue Brotfabrik wurde in Sioux

Falls in South Dakota gebaut. 1955 wurde eine andere Großbäckerei aufgekauft, die in Huron und Rapid City, South Dakota, ansässig war; ein Gesamtumsatz von 10 Mio. Dollar wurde 1958 überschritten.

Im Jahr 1971 bestand der Betrieb aus neun Fabriken und der Jahresumsatz betrug 35 Mio. Dollar. Während der 1970er Jahre kamen noch Großbäckereien in Minnesota und Utah hinzu und es wurden moderne neue Produktionsstätten in Minneapolis und Salt Lake City gebaut mit einem Ausstoß von je 10 000 Kilo pro Stunde. 1978 betrug der Umsatz 105 Mio. Dollar mit 15 Großbäckereien in neun Staaten.

Im Mai 1980 starb Henry Metz Junior in Sioux City. [...] Er hinterließ ein beachtliches Vermächtnis mit dem fünftgrößten Bäckereikonkern des Landes, einem Sohn, der den Konzern weiter ausbaute, und zwei Enkeln, die die Zukunft sicherten. Und weiteres Wachstum stand noch bevor.

Die 1980er Jahre sahen eine Konsolidierung der Betriebe vor, wobei weitere neue Produktionsstätten errichtet wurden, ältere unrentable hingegen geschlossen wurden. William H. (Urenkel des aus Harle ausgewanderten Heinrich Metz und Autor dieser Abhandlung. Anzumerken ist, dass Bill die Kurzform von William ist) wurde

1983 stellvertretender Geschäftsführer im Alter von 34 Jahren, sein Bruder Henry wurde Produktionsleiter mit 32 Jahren. William C. Metz war bis dahin der einzige, der zwei Amtsperioden hintereinander zum Vorsitzenden der Amerikanischen Bäckervereinigung gewählt wurde, unter deren Mitgliedern sich alle Großbäckereien des Landes befanden. 1988 kam es zur Fusionierung mit dem Heilman-Konzern, wobei William H. Metz (Bill Metz)



Die „Metz Baking Company“ im Jahr 1969 mit den wichtigsten Standorten ihrer Brotfabriken und den Vertriebszentren im Mittleren Westen der USA. Die Hauptzentrale mit Sitz in Sioux City ist auf dem Bild ebenfalls zu erkennen.

Generaldirektor wurde. Der Gesamtkonzern hatte mit 6 400 Mitarbeitern einen Umsatz von 500 Mio. Dollar und einen Ausstoß von 10 Mio. Kilo Brot und Backwaren pro Woche. Der Konzern verkaufte nun seine Produkte in einem Drittel des Landes, von Detroit bis Salt Lake City, und von Kansas City bis an die kanadische Grenze.

Die folgenden fünf Jahre waren jedoch sehr schwierig. Durch den schlecht geführten Heilman-Konzern geriet der Gesamtkonzern in Schwierigkeiten, und am Ende sah sich William H. 1993 zum Rücktritt gezwungen und im gleichen Jahr wurde der Konzern an eine texanische Investoren-Gruppe verkauft.

William C. Metz (Enkel von Heinrich Metz) starb 2001. Einer der beiden Söhne, Bill, lebt mit seiner Frau Nancy an der Stadtgrenze von

Sioux City und hat eine Tochter, Hillary, und einen Sohn, Conrad.

Wilhelm und Martin Metz

Nach Heinrich Metz wanderten noch zwei weitere Söhne von Konrad und Katharina Metz nach Amerika aus: Martin Metz traf 1888 in Baltimore ein, sein Bruder Wilhelm Johannes Metz im Februar 1903 in New York.

Martin verbrachte zunächst ein Jahr in Sioux City bei seinem Onkel Wilhelm (genannt Willy) und Tante Mathilda. Willy hatte seine Beziehungen zur Gegend um Champaign im Staat Illinois aufrechterhalten, und konnte Martin eine Arbeit als Geselle in einem Wagenbau-Betrieb vermitteln. Martin zog also 1889 nach Champaign, um in der Firma „George Ely Wagons“ zu arbeiten. 1892 kaufte er den

Betrieb und war damit sein eigener Herr. Martins Betrieb wuchs und er wurde sogar Teilhaber in einem örtlichen Kohlevertrieb. Champaign war nicht nur ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt in Illinois geworden, die Stadt beherbergte auch die größte Staats-Universität von Illinois.

Wilhelm Metz arbeitete nach seiner Ankunft in Amerika viele Jahre bei seinem Bruder Heinrich in der Bäckerei. Weil Heinrich seinen wichtigsten Leuten Anteile am Betrieb gegeben hatte, hatte Wilhelm nun genug Geld, um sich ein Lebensmittelgeschäft in Sioux City zu kaufen. Es war die Zeit der Prohibition und Wilhelm machte ein gutes Geschäft mit

der Lieferung von Zucker, Malz und Hefe an illegale Brauer in Nebraska. Wilhelm war nicht nur bei den Alkohol-Schmugglern beliebt, sondern auch bei den Damen; doch all das endete abrupt, als er Marie kennen lernte.

Für den 49-jährigen William war die Marie mit ihren 34 Jahren eine Schönheit. Und sie konnte kochen. Keiner von beiden war vorher verheiratet gewesen, als sie am 26. November 1924 in Chicago getraut wurden und dann in Sioux City zusammen lebten. Martin und William pflegten ein enges Verhältnis über die Jahre.

Es stellte sich dann heraus, dass Martin später viel Beistand von der Familie nötig hatte.

1940 starb Martins älteste Tochter Marie nach einer schweren Operation in Champaign. Im Jahr 1955 starb Martins geliebte Frau Anna, was Martin sehr schwer traf. Damit aber nicht genug: Kurz vor Weihnachten 1960 flog Elsie (Martins andere Tochter) nach New York, um das erste Enkelkind zum ersten Mal zu sehen. Es war bewölkt an diesem Tag in New York und wegen der Feiertage war der Luftverkehr sehr dicht. Durch einen tragischen Fehler der Flugsicherung stieß das Flugzeug, in dem Elsie saß, mit einer anderen Passagiermaschine in 1600 Meter Höhe über dem New Yorker Stadtteil Staten Island zusammen. Der einzige Überlebende von beiden Maschinen war ein 11-jähriger Junge, der dann allerdings zehn Tage später auch seinen Verletzungen erlag. Martin Metz war damals 97 Jahre und nun praktisch allein. Er starb im Mai 1961 in einem Pflegeheim in Champaign.

1971 starb Wilhelm Metz ebenfalls im Alter von 97 Jahren in Sioux City. Er war der letzte der Metz-Jungen, die aus Harle ausgewandert



Heinrich Metz mit seinen Söhnen Henry Jr. und Arnold, 1903. Bruder Wilhelm steht hinter Henry Jr.

waren. Seine Marie war schon 1967 gestorben. In seiner Trauer konnte William nur sagen: „Das war der übelste Streich, den sie mir je gespielt hat“.

Epilog von Hartmut Dilcher

Wilhelm und Martin Metz standen in all den Jahren bis zu ihrem Tod in enger Verbindung mit Harle. Aufgrund der „Sammelwut“ der Dilchers liegen auf unserem Hausboden Kisten von Briefen und Zeitungsausschnitten aus dem vergangenen Jahrhundert.

Von allen drei Brüdern hat Martin am intensivsten an seine alte Heimat gedacht. In seinen Briefen taucht immer wieder die Sehnsucht nach Harle auf. Hier ein Auszug aus dem Jahr 1938: „Liebe Marie Dilcher und alle zum ersten wünsche ich euch allen fröhliche Weihnachten und seliges neues Jahr um diese Zeit des Jahres und Zeit vor Weihnachten ist die Sehnsucht manchmal nach der alten Heimat so muss ich ein paar Zeilen schicken und es könnte vielleicht das Letzte sein die Jahre rücken bei mir ja heran.“

Die deutsche Sprache hat in all den Jahren etwas gelitten, aber wer kann das verdenken. Zeichensetzung sucht man ebenfalls vergeblich.

Auszug aus einem Brief von Wilhelm Metz an die alte Heimat (1947):

„Meine lieben Dilchers
[...] Wir waren letzte Woche zu Besuch bei Arnold – den zweiten Sohn von Onkel Henry (Anm.: Heinrich Metz) – er hat eine 640 Acker Farm so ungefähr 100 Kilometer nördlich von hier und ich wünschte bloß daß Karl (Anm.: Landwirt Karl Dilcher, Obergasse 9) sich die mal ansehen könnte nicht ein Pferd auf dem

ganzen Platze alles Maschinen hat 60 Milchkühe alles Holsteiner und daneben ungefähr 300 junge Stiere zum Fettmachen, jeden Monat 50 fette Schweine alles was auf der Farm gezogen wird, wird verfüttert. Nun dieses ist so ungefähr alles für Heute. Wie es scheint hat euch der Besuch von Onkel Martins Enkelin gut gefallen! Herzliche Grüße an euch alle von uns beiden Onkel Will“

Die Briefe waren meistens unpolitischer Natur. Manchmal findet man aber auch zu politischen Ereignissen Kommentare.

Martin Metz, Dezember 1938:

„es ist jetzt hier große Aufregung über euern Herr Hitler wegen den Juden und auch über alle anderen (...?) wegen Österreich und Böhmen usw. und die Zeitungen bringen vielen Haß gegen Deutschland ob es aber alles so ist weiß man ja hier nicht. Natürlich weiß man, was Hitler so alles vorhat, man will es nur



Der Ausschnitt eines Zeitungsartikels einer amerikanischen Lokalzeitung zu Ehren des 90. Geburtstages von Martin Metz.

nicht wahrhaben. Auch nicht als Auswanderer im fernen Amerika.“

Wilhelm Metz im Juli 1940:

„Meine lieben Dilchers Euern lieben Brief, welcher am 9. März geschrieben war, haben wir am 28. Juni erhalten wo er all die Zeit herumgetrieben ist nun das ist eben ein Rätsel Vielleicht war er in Französischen Händen und wenn die Deutschen ihnen zu nahe auf das Fell gerückt sind haben sie die Post vielleicht abgeschickt Doch das ist bloß eine Vermutung vielleicht war er auch in England wie ich sehe geht es euch ja noch allen gut wenigsten bis dahin seither hat sich ja so manches zugetragen dass man kaum mit den Ereignissen schritt halten kann und hoffen das bei der Zeit ehe ihr diese Zeilen erhaltet auch den Engländern etwas näher gerückt wird das Buch über die Politischen Sch(?)lichkeiten kam eine Woche später wie der Brief jedenfalls kam das über Spanien oder Portugal und fiel nicht in die Hände der Engländer denn die hätten es sicherlich nicht durchgelassen.“

Briefe aus Harle sind in Amerika keine mehr vorhanden – leider, denn diese hätten etwas über das Leben der Menschen in Harle ausgesagt, über die soziale, wirtschaftliche und politische Lage eines Dorfes im ereignisreichen 20. Jahrhundert.

Bill Metz lebt in Sioux City, USA.

Folgende in Harle aufgewachsene bzw. dort noch wohnende Personen haben den gleichen Verwandtschaftsgrad zu Bill Metz: Rolf Metz, Frank Metz und Kerstin Palisaar (geb. Metz), Wolfgang Wiegand, Angelika Wiegand und Martina Rose (geb. Wiegand), Thomas und Ingo Schäfer, Anke Mader (geb. Gerhardt) und Iris Schrei (geb. Gerhardt), Ellen und Sven Gerhardt, Karl, Harald (†) und Hartmut Dilcher.

Übersetzung: Karl Dilcher

Auswanderung nach Australien

Karl Dilcher

Am 15. November 1799 stirbt Jacob Dilcher (Geburtsdatum nicht bekannt).

Er hatte am 27. Dezember 1780 Anna Catharina Bachmann geheiratet, die vom 5. Juni 1763 bis zum 6. Dezember 1808 lebte; es ist nicht bekannt, ob Jacob und Anna Catharina gemeinsame Kinder hatten. Im zweiten Jahr nach Jacobs Tod bringt Anna Catharina am 12. September 1801 ein uneheliches Kind namens Anna Maria Dilcher zur Welt; sie wird am 14. September 1801 in Harle getauft. Der Vater ist unbekannt. Diese Anna Maria Dilcher bringt dann am 8. November 1833 einen unehelichen Sohn, Ludwig Dilcher, in Harle zur Welt. Als Vater wird der Schäfer Ernst Wehe vom Mittelhof genannt, der wahrscheinlich aus Bilshausen (Eichsfeld) stammt.

Am 10. August 1834 heiraten Anna Maria Dilcher und Ernst Wehe. Das zweite Kind, Nikolaus (August) Wee (das „h“ ist irgendwann verlorengegangen) wird am 11. Februar 1837 in Gensungen geboren. Pate ist der Schuster Nikolaus Hilgenberg; das ist wahrscheinlich der Sohn des Schuhmachermeisters Hilgenberg, bei dem zu dieser Zeit der Heinrich (Henry) Dilcher, von dem an anderer Stelle die Rede ist, das Schuster-Handwerk gelernt hat. Das nächste Kind, Anna Marthe, wird 1841 geboren; Patentante ist Anna Marthe Metz,

Witwe von Conrad Metz. Später wird noch ein Kind, Louisa, geboren. Mittlerweile wächst die britische Kolonie New South Wales (NSW) in Australien, die im späten 18. Jahrhundert gegründet und besiedelt wurde. Mitte des 19. Jahrhunderts gibt es in NSW durch einen wirtschaftlichen Aufschwung einen akuten Mangel an Arbeitskräften, zum Teil ausgelöst durch Goldfunde. Zu dieser Zeit gehört den Brüdern Dangar eine Kette von (hauptsächlich) Schaf-Ranches in NSW, und auch sie leiden unter einem Mangel an Arbeitskräften.

Sie fanden, dass, verglichen mit anderen Einwanderer-Gruppen, die Deutschen besonders verlässlich und treu waren. Während eines Aufenthaltes in Deutschland im Juni 1853 findet Henry Dangar eine Anzahl von Arbeitskräften; er überlässt das Anwerben auch einem Wilhelm Kirchner, den er als Agenten angestellt hatte. Üblicherweise bekamen die so gefundenen Arbeiter einen Vertrag für zwei Jahre; während dieser Zeit mussten sie in Australien die Kosten für die Überfahrt abarbeiten.

Zu den auf diese Weise gefundenen Arbeitskräften gehörte wahrscheinlich auch die Familie Weh (die Schreibweise des Namens hatte sich abermals geändert). Am 5. September 1854 verlassen Ernst und Anna Maria mit ihren Kindern August, Anna Martha, und Louisa den Hamburger Hafen auf der „Helene“; im Januar 1855 kommen sie in Sydney an. Der älteste Sohn, Ludwig Dilcher, bleibt offenbar zurück; von ihm ist nichts weiter bekannt.

Von den ersten Jahren der Familie Weh in Australien ist wenig bekannt. Wahrscheinlich hielt sich die Familie auf einem der Dangar-

Besitzungen auf. Im Februar 1857 heiratet Louisa einen John Dahlen in Sydney. August Weh heiratet im Oktober 1865 Elizabeth Jane Carlyon, die in 1846 in Cornwall in England geboren wurde und mit ihren Eltern und Geschwistern 1853 nach Australien kam.

Zur Zeit seiner Heirat arbeitete August Weh als Schäfer oder Viehhirte auf der Besitzung „Yallaroi“, die auch den Dangars gehörte. (Yallaroi ist ein Wort der dortigen Eingeborenen, und heißt „Land der Steine“). August und Elizabeth wohnten auch dort, und ihre 10 Kinder wurden dort geboren. Die Dangars waren als gute Arbeitgeber bekannt, aber die Lebensbedingungen und Schulen müssen bestenfalls sehr primitiv gewesen sein. August blieb auf Yallaroi bis etwa 1889, als er sich eine Farm mit dem Namen „Myall Forest“ unweit von Yallaroi kaufte.

Anna Maria Weh starb am 7. Januar 1886 im hohen Alter in Woolgoola, in der Nähe ihrer Tochter Anna Martha und deren Familie. Es ist nicht bekannt, wann und wo Ernst Weh starb. August Weh starb am 10. Juli 1910 auf seinem Besitz Myall Forest, und Elizabeth Jane Weh starb am 11. Mai 1926 auf dem in der Nähe liegenden Besitz „East Glen“, der der Familie Conway gehörte und in den die Tochter Annie Augusta (1883–1974) hineingeheiratet hatte. Es war schließlich ein Enkel von Annie Augusta Conway, nämlich Peter Conway, der 1998 mit den Dilchers in Harle Kontakt aufnahm, wodurch diese Geschichte erst bekannt wurde. Peter und seine Frau Carol besuchten Harle im Jahr 2001 dann auch.

Die Informationen über Australien und die Zeit nach der Auswanderung beruhen auf einer Abhandlung von Peter Conway.

Auswanderer aus Harle im 19. Jahrhundert: 1841 bis 1857



Diese Liste soll einen Eindruck vermitteln, wie viele Bürger den relativ kleinen Ort Harle in dem oben genannten Zeitraum (16 Jahre) verlassen haben. Die wirkliche Zahl dürfte sogar noch höher liegen, da viele sich vor der Ausreise nicht registriert haben lassen oder im Laufe der Jahre Unterlagen verloren gegangen sind.

Für die Zeit nach 1857 liegen keine fertigen Listen der Archischule Marburg vor. Das Auffinden weiterer Auswanderer in unerschlossenen Akten und in anderen Archiven steht in keinem vernünftigen Verhältnis und wurde daher unterlassen.

Bei den meisten Auswanderern wurde angegeben, mit wie viel Geld sie die Heimat verlassen haben. Die Währung war damals Taler. Um ein Gespür dafür zu bekommen, was ein Taler wert war, muss man es in Verhältnis zu den damals üblichen Preisen und Gehältern setzen.

Lehrer Henkel, Lehrer in Harle von 1852–1869, hatte jährlich ein Einkommen von 150 Talern; Handwerksmeister: 200 – 600 Taler jährlich; einfache Soldaten in Preußen: 24 Taler jährlich (Armutsgrenze).

Dilcher, Wilhelm (17 J.), Schuhmacher, im April 1841 mit 60 Talern nach Nord-Amerika.

Schröder, Justus (24 J.), Tagelöhner, mit Frau und Sohn Johann Jakob (2 J.) im Oktober 1847 mit 150 Talern nach Nord-Amerika.

Herwig, Johannes (55 J.), Landwirt, mit Frau und den 7 Kindern Gerhard (17), Justus (16), A. Martha (13), Jakob (12), Marie (10), August (7) und Heinrich (5) im Mai 1850 mit 1000 Talern nach Nord-Amerika.

Bräutigam, Bernhard (31 J.), Schneider, im August 1850 mit 50 Talern ins Königreich Sachsen.

Meyer, Konrad (39 J.), mit Frau und den Kindern Anna Katharina (2) und Friedrich (1) im April 1851 mit 600 Talern nach Amerika.

Hense, Johann Georg, Stellmacher, mit Frau, zwei Töchtern, einem Sohn im Jahr 1852 mit 600 Talern nach Australien.

Wagner, Johannes (18 J.), mit 75 Talern nach Amerika.

Heese, Johann Georg (44 J.), mit Frau, drei Töchtern, einem Sohn im Jahr 1852 mit 600 Talern nach Nord-Amerika.

Blackert, Maria Elisabeth (23 J.), im Jahr 1852 nach Amerika.

Metz, Wilhelm, im Jahr 1852 mit 1000 Talern nach Nord-Amerika.

Heese, Johann H., Schuhmacher, mit Frau, zwei Söhnen, einer Tochter, im Jahr 1854 mit 30 Talern nach Nord-Amerika.

Conradi, Johannes, Tischler, mit Frau und Tochter, im Jahr 1854 mit 800 Talern nach Nord-Amerika.

Freudenstein, Heinrich, im Jahr 1854 mit 100 Talern nach Nord-Amerika.

Wehe, Johann Ernst, Schäfer, mit Frau Katharina, zwei Töchtern, einem Sohn, im Jahr 1854 mit 200 Talern nach Australien.

Schröder, Kaspar, Tagelöhner, 1855 nach Nord-Amerika.

Vogel, Dietrich, Maurer, mit Frau im Jahr 1855 nach Nord-Amerika.

Conradi, Dorothea, Tagelöhnerin, im Jahr 1856 nach Nord-Amerika.

Landgrebe, Elias, mit Frau, zwei Töchtern, einem Sohn, 1857 mit 100 Talern nach Nord-Amerika.

Der Mann aus Amerika

Claudia Brandau

Der Harler Georg Brandau wanderte 1907 aus – jetzt waren die Nachkommen auf Spurensuche

Als Robert King im Juli 2007 Brandes Haus in der Harler Hundegasse besichtigte, fiel der Amerikaner von einer Ohnmacht in die andere. Der Mann aus Idaho kam gar nicht mehr aus dem Staunen heraus über das uralte kleine Haus und seine beinahe ebenso alten Möbel, über die historische Küche und die niedrigen Zimmerdecken. Was er nicht fassen konnte war, dass es kein Bad drinnen, sondern nur ein Plumpsklo draußen gibt. Aber es war ja nicht das Plumpsklo, das die Familie King hatte sehen wollen. Vielmehr war sie wegen des Dorfes gekommen, in dem Robert Kings Urgroßvater Georg Brandau geboren worden war. Dafür waren sie viele tausend Kilometer gereist. Der Uropa war ein waschechter Harler gewesen. Er stammte aus Brandes Haus, wurde dort 1877 geboren und wuchs zusammen mit sechs Geschwistern auf, bevor er 1907 nach Amerika auswanderte. Er war der Onkel meines Opas Heinrich Brandau. Das nennt man wohl eine weitläufige Verwandtschaft. Aber weitläufig ist sie nur so lange, bis man die Ähnlichkeiten sieht.

Robert King tauchte im Frühjahr 2007 aus den Tiefen des Internets auf. Er war auf der Suche nach den Wurzeln seiner Familie und seiner deutschen Verwandten – und fand mich. Wir schrieben uns eine Zeitlang per E-Mail. Meine Eltern und ich waren recht gelassen, als die Amerikaner schnell ankündigten, schon im Sommer zu kommen. Und ich war auch noch gelassen, als sie im Juli vor unserem Haus in Homberg vorfuhren. Endgültig vorbei mit der Gelassenheit war es aber, als ich die Fotos und das Video sah, die Rob und seine Frau Betty mitgebracht hatten. Der ausgewanderte Georg Brandau sah aus wie mein Opa Heinrich Brandau. Aber nicht irgendwie und nicht nur ein bisschen: Er sah wirklich ganz genauso aus. Ein Zwilling, beinahe! Der Gatte und ich staunten Bauklötze über dem Fotoalbum und konnten es nicht fassen.

Was aber noch viel verblüffender anmutete, war eine zweite, noch viel frappierendere Ähnlichkeit: Der Sohn vom Ausgewanderten

sah haargenau so aus wie mein Vater Georg Brandau. Unglaublich. Mein Mann und ich fielen fast vom Sofa, als wir das Video über Henry sahen, der 2006 mit fast 90 Jahren verstorben war. Wir haben versucht, Rob und Betty vorzuwarnen. Haben gesagt, dass Robs Opa Henry genauso aussah wie mein Vater Georg und dass sie sich auf eine ungeheure Ähnlichkeit gefasst machen sollen. Es hat nichts genutzt. Als wir am nächsten Tag nach Harle kamen und Georg ihnen die Tür aufmachte, sind die Amis vor Überraschung fast rückwärts von der Treppe gekippt. Mein armer Papa musste sich den ganzen Tag „Henry“ nennen und sich von wildfremden Menschen herzen, küssen und umarmen lassen – und das auch noch auf Englisch. Ganz geheimer war meinem Vater das wohl nicht. Die einen



Auf Spurensuche: Der Amerikaner Robert King, Urenkel des ausgewanderten Georg Brandau, mit dessen Großneffen Georg Brandau und Betty Scott vor Brandes Haus, aus dem die Harler Brandaus stammen.

sprachen kein Deutsch, die anderen kein Englisch, mein Manfred und ich haben jedes Wort – na ja, soweit wir das breite Amerikanisch verstanden haben – übersetzt und das war auch ein bisschen anstrengend. Und trotz des Sprachproblems war sofort eine Verbindung zwischen uns allen da. Völlig verrückt, das Ganze.

Um zu verstehen, woher die Amis denn so plötzlich kamen, erzähle ich die Geschichte vom Ausgewanderten, von dem beinahe 70 Jahre niemand mehr etwas gehört hat. Georg Brandau, Bruder meines Uropas Johannes Brandau, wanderte 1907 nach Amerika aus. Er verschwand ganz plötzlich auf Nimmerwiedersehen – keiner weiß mehr warum. Erstaunlich aber vor allem ist, dass er zu Lebzeiten nie über seine Kindheit und Jugend in Nordhessen gesprochen hat. Erst als der ehemalige Harler 1976 im amerikanischen Idaho starb, entdeckten seine Kinder in seinem Nachtschrank ein uraltes Foto von der Harler Kirche. Dabei waren eine Adresse und der Name eines Dorfes, den seine Nachfahren nie gehört hatten. Kein Wunder: Georg Brandau hatte nie von Deutschland erzählt. Ab dem Moment, als er in Amerika ankam, hieß er George Brandau und hat, nachdem er Harle verlassen hatte, seine Vergangenheit und seine Herkunft abgestreift wie eine alte Haut. Es muss ein echtes Abenteuer gewesen sein, welches der Mann aus Brandes Haus erlebt hat. Bereits auf dem Schiff nach New York lernte er Minnie Olson, eine Schwedin, kennen. Die beiden heirateten kurz nach der Ankunft in Amerika und machten sich zusammen auf den langen Weg nach Westen. Endlose Planwagenfahrten, Angriffe von Indianern,

das Jagen von Bisons und das mühsame Überwinden von Bergen und Schluchten: Was Georg Brandau alles erlebt hat, können wir uns heute wohl nicht mehr vorstellen. In Idaho endlich – ganz im Westen und gleich unterhalb von Kanada gelegen – wurden George und Minnie sesshaft. Erst schürfte er in einer großen Mine recht erfolglos nach Silber, dann baute er ein Haus, wurde Farmer und bekam mit seiner Frau Minnie acht Kinder, darunter auch jenen Henry, der meinem Vater Georg so ähnlich sieht.

Mit keinem dieser Nachfahren habe er je von Harle gesprochen, erzählt sein Urenkel Robert King. Nur einen Kontakt zwischen den Amerikanern und den Harlern gab es 1978: Damals standen nach Georges Tod – er starb im Dezember 1968 mit 91 Jahren – drei Nachfahren urplötzlich vor der Tür im Haus im Bindeweg, das der Bruder des Ausgewanderten, mein Uropa Johannes, gebaut hatte. Damals sprach ich noch nicht richtig gut Englisch, das Ganze ähnelte eher einem Überfall als einem Besuch oder gar dem Anfang einer wunderbaren Freundschaft. Auf die Idee, selbst nach Amerika zu fahren und sich die Verwandtschaft einmal zur Brust zu nehmen und anzugucken, sind wir seltsamerweise nicht gekommen.

Georges Sohn Henry übrigens, der Großcousin und die ältere Kopie meines Vater Georg, muss übrigens ein Bilderbuch-Cowboy gewesen sein. Überhaupt sehen

alle Fotos der amerikanischen Verwandtschaft so aus, wie man sich Fotos aus dem amerikanischen Westen vorstellt: Zufriedene Männer reiten auf Pferden, mit einer Zigarette im Mundwinkel und mit ihrem Hund an der Seite, gemächlich bei Sonnenuntergang nach Hause auf ihre Ranch.

Ob das wirklich alles so stimmt, werden der Gatte und ich bei einem Besuch in Idaho sehen. Wir fahren hin und schauen uns dort alles an: Bei der einen einzigen Begegnung im Sommer 2007 in Harle ist eine Freundschaft und eine tiefe Verbindung entstanden. Mit der haben wir alle nicht gerechnet – um so schöner, dass wir sie genau 100 Jahre, nachdem Georg Brandau Harle verlassen hat, wieder gefunden haben.



Große Familienzusammenführung: Hinten Robert und Scott King, Claudia Brandau, Betty King, Kyle King, Helga Brandau, Georg Brandau.



SA-Umzug zum 1. Mai 1934



Pfadfindergruppe Anfang der 1930er Jahre am Schützenhaus im Lehmgraben



Harle unterm Hakenkreuz

Harle unterm Hakenkreuz

Die Geschichte der
Harler Gemeinde 1933 bis 1945

Hartmut Dilcher

Was war los in Harle von 1933 – 1945?

Viele ältere Harler, die das dritte Reich noch als Kinder und Jugendliche erlebt haben, meinen, hier hätten sich nur unbedeutende Dinge ereignet. Zieht man Falkenberg und Wabern zum Vergleich heran, so mag dies tatsächlich zutreffen. Es gab keine jüdische Bevölkerung, die misshandelt und aus ihren Häusern vertrieben wurde, auch politisch Andersdenkenden blieb dieses Schicksal erspart. Dennoch, auch hier hat eine kleine Anzahl von Menschen das Regime durch aktive Mitarbeit gestützt und immerhin zwei Drittel der Dorfbewohner haben 1933 die NSDAP gewählt. Hinzu kam natürlich die ständige Angst vor Denunziation und die Ächtung der jüdischen Händler. Diese Alltäglichkeiten sollen hier erzählt werden.

Die folgende Abhandlung basiert auf einem Aufsatz von Hans-Winfried Auel unter dem Titel „Harle unterm Hakenkreuz: Die Geschichte der Harler Kirchengemeinde 1933 bis 1945“, der im Bonifatius-Boten Nr. 11 am 9. 11. 1998 veröffentlicht wurde. Eine der Quellen von Hans-Winfried Auel waren die Harler Kirchenbücher. Dies war für mich eine dankbare Grundlage, die durch weitere Quellen und Zeitzeugenbefragungen¹⁾ in den Jahren 2006 und 2007 ergänzt wurde. Viele Ereignisse werden dagegen für immer verloren sein, da die noch lebenden Zeitzeugen in jener Zeit Kinder und Jugendliche waren und von politischen Entscheidungen ausgeschlossen waren. Auch andere Quellen wie schriftliche Aufzeichnungen und Fotos sind eher rar bzw. müssten durch intensive Nachforschungen noch aufgetan werden. Im folgenden Text werden Namen genannt, die vielen Harlern noch bekannt sind. Ich bin mir bewusst darüber, dass dies eine heikle Sache ist: Nazizeit und Namen. Aber: Ohne die Nennung der Namen finden wir auch keinen Bezug zu unserem Dorf, wir könnten dann gleich den Text einer x-beliebigen anderen Dorf-Chronik einfügen.



Heinrich und Emilie Amert mit Elisabeth und Luise.

Ausgangspunkt „Weimarer Republik“

Am 30. Januar 1933 ergriff Adolf Hitler die Macht in Deutschland. Es war ein staatspolitisches Ereignis, welches natürlich nicht von den Entscheidungen in unserem Dorf abhing. Es ist dennoch sehr interessant, wie sich die Wähler von Harle bei der Reichstagswahl 1933, aber auch bei den vorangegangenen Urnengängen in der Zeit der Weimarer Republik (1919–1933) verhielten. Zwar hatte die SPD – neben der linksliberalen DVP (Deutsche Volkspartei) und dem römisch-katholisch geprägten Zentrum die einzig staatstragende Partei in der ersten deutschen Republik – eine ansehnliche Stammwählerschaft, aber die Harler hatten in Krisenzeiten anscheinend den Hang dazu, Parteien der äußersten rechten Parteienlandschaft zu wählen. So wurde in Harle die der Republik gegenüber distanziert stehende DNVP (Deutschnationale Volkspartei) in den drei Wahlen 1920 bis 1924 jeweils die stärkste Partei mit bis über 50 % der Wählerstimmen. Das liegt darin begründet, dass erhebliche Krisen die Menschen in der jungen Republik verunsicherten. So brachte die Hyperinflation des Jahres 1923 die Bürger um ihre Ersparnisse. Dies wurde noch verstärkt durch die Tatsache, dass die meisten Harler in ihrem landwirtschaftlich geprägten Ort ohnehin in bescheidenen Verhältnissen lebten. Im Gegensatz zu Rhünda beispielsweise, wo die Arbeiter durch ihre Beschäftigung im Steinbruch zumindest zu einem gewissen Lebensstandard kamen, muss man das Harle der

1) Dank an Katharina Bäcker, Elise Beck, Erika und Georg Bergmann, Rudi Dieling, Helmut Dilcher, Anna und Liese Dünzabach, Otto Eubel, Werner Hoppe, Wilhelm Momberg, Heinz Ostheimer, Heinrich Wenderoth.

Zwischenkriegszeit als ein armes Dorf bezeichnen.

Erst das Jahr 1924 brachte eine wirtschaftliche Beruhigung. Hereinströmende amerikanische Kredite führten zu einer Wiederbelebung der Wirtschaft und zu einer trügerischen äußeren Blüte. Dem Radikalismus war dadurch weitgehend der Wind aus den Segeln genommen. Auch in Harle schlug sich diese positive Stimmung im Land in der Reichstagswahl vom 20. Mai 1928 nieder. Die beiden rechtsradikalen Parteien NSDAP und DNVP verloren beträchtlich an Stimmen, während die SPD und kleinere demokratische Parteien deutlich Stimmen gewannen. Diese kurze Zeit der politischen und wirtschaftlichen Stabilität endete abrupt 1929 mit dem Beginn der Weltwirtschaftskrise.

So ist es nicht verwunderlich, dass die NSDAP in unserem Ort einen so hohen Zulauf erhielt. Da es in einem evangelisch geprägten Ort überdies undenkbar war, die letzte starke bürgerliche Partei, nämlich das katholisch geprägte Zentrum, zu wählen, votierten ab 1932 mehr als die Hälfte der Harler für die NSDAP. Die Anzahl der Stimmen für die Hitler-Partei erhöhte sich sogar noch in der Novemberwahl 1932, bei der sie andernorts erhebliche Stimmenverluste zu verzeichnen hatte.

Der Vergleich mit anderen Orten und Städten in der Umgebung zeigt, dass Harle und Unshausen aufgrund ihrer ärmeren Strukturen viel früher und verstärkt anfällig waren für die rechtsextremen Parteien.

„Freudenfeuer“ und „Feldgottesdienst“

Offensichtlich setzten viele Menschen unseres Dorfes ihre Hoffnungen auf den „Führer“, der

ihnen Arbeitsplätze versprach und dem Volk verhiß, Deutschland aus der erlebten Misere in eine neue „Herrlichkeit“ zu leiten. Viele wollten die Gefahren nicht sehen, welcher dieser Umbruch mit sich brachte. Auch der damalige Pfarrer von Harle, Franz Georg Peter Witzel, begrüßte die Machtergreifung Hitlers. Seinen eigenen schriftlich fixierten Aussagen zufolge war Witzel kein Freund der Republik, eckte 1925 sogar mit Sozialdemokraten des Dorfes an – ein Konflikt wurde sogar vor Gericht ausgetragen. In dem Maße wie Witzel manches SPD-Mitglied ausdrücklich als „Kirchenfeind“ bezeichnete, die hohe Arbeitslosigkeit zu Beginn der 1930er Jahre als Ursache für den spärlichen Kirchgang verantwortlich machte, befürwortete er die Kanzlerschaft Hitlers und bekannte sich auch dazu:

„Die Berufung Adolf Hitlers zum Kanzler durch den Reichspräsidenten erweckte in den Herzen aller Gutgesinnten neue Hoffnung. Am Abend des 4. März lohte ein Freudenfeuer auch auf unserem Küllberg und ein mächtiger Fackelzug bewegte sich durch die Straßen unseres Dorfes. (Mit den Reichstagswahlen vom 5. März 1933) war auch in Harle die Entscheidung für Hitler gefallen [...]. Am 1. Mai fand in Harle ein Feldgottesdienst auf dem Hitlerplatz statt, an dem die ganze Gemeinde teilnahm.“

Der Harler Pfarrer hoffte wohl, dass durch die Nationalsozialisten das Ansehen der Kirchen auf den Stand von 1918 wiederhergestellt

würde. In der Weimarer Republik nämlich hatten die Kirchen als Gesellschaft öffentlichen Rechts juristisch die gleiche Stellung wie etwa der Turnerbund.

Dass derlei Hoffnungen jedoch trogen, zeigte sich alsbald. Denn die neue Staatsführung wollte die Kirchen nicht stärken, sondern versuchte, sie für ihre Zwecke zu instrumentalisieren. So wurden die einzelnen evangelischen Landeskirchen zu einer deutschen evangelischen Landeskirche zusammengefasst. Übrigens stimmte die Mehrheit der niederhessischen Pfarrer 1933 gegen diesen Schritt, und Witzels Nachfolger, Heinrich Klepper, zählte sich zur „Bekennenden Kirche“, der Organisation, die eine nationalsozialistische Vereinlichung der Kirche ablehnte. Freilich war auch Klepper national gesinnt. Eine Politisierung der Kirche konnte er nicht verhindern. Wie in anderen Gemeinden auch wurde das Erntedankfest in den Dienst der nationalsozialistischen Politik gestellt: Es gab Ehrengottesdienste für den verstorbenen Reichspräsidenten Hindenburg (1934) und einen Dankgottesdienst zum Anschluss des Saarlandes an das Reich (1935). Schon jetzt zeigte sich deutlich: Die Kirche hatte keine Macht, wie von vielen gehofft, wiedergewonnen, sondern ihren Einfluss vollends verloren. 1938 legte die NSDAP dem Harler Lehrer Brandau nahe, sich mit seinen Schülern nicht am weihnachtlichen Krippenspiel in der Kirche zu beteiligen. Klepper interpretierte die Situation präzise:

„Die Partei arbeitet unausgesetzt dahin, dass die Lehrer den Kirchendienst als Organisten und Lektoren niederlegen sollen.“

Was sich in Harle ab 1933 veränderte

Für die Bevölkerung des Dorfes änderten sich von 1933 an einige Gewohnheiten. Sonnabends fiel die Schule aus; die Jungen wurden jetzt für Spiele und Übungen der Hitler-Jugend eingesetzt. Die Übungen fanden zusammen mit den Rhündaer Jugendlichen im Lehmgraben statt. Der Reichsarbeitsdienst veränderte 1936 den Lauf der Schwalm. Auch die Arbeitslosigkeit ging zurück, allerdings nur durch eine völlig desolante Wirtschaftspolitik, die einzig und allein auf den von Hitler von Anfang an geplanten Krieg ausgerichtet war. Und dass das Regime auf Gewalt baute, mussten die Menschen von Harle allerspätestens 1938 mitbekommen haben, als im November die Synagoge im Nachbarort Falkenberg zerstört wurde und die Juden des Dorfes verschleppt wurden.

Aber auch die jüdischen Händler hatten es in Harle nicht leicht.²⁾ Was im einzelnen vorgefallen ist, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Durch Zufall sind aber noch Briefe des Felsberger Viehhändlers Siegmund Weinstein,³⁾ geschrieben 1956 und 1957 aus der neuen Hei-

mat Amerika an Justus bzw. Katharina Ebert, erhalten. Aus diesen Briefen ist, 20 Jahre nach seiner Vertreibung, noch immer die Ratlosigkeit und Verbitterung über das Geschehene herauszulesen. Viel ist nicht über Siegmund Weinstein bekannt. Er hat mit seiner Frau Paula Felsberg am 20. Januar 1939 verlassen und ist nach Kassel gezogen⁴⁾. Wann die Weiterreise nach New York erfolgte, ließ sich in den Felsberger Archiven nicht mehr nachvollziehen. In seinen Briefen von 1955/56 schreibt er: „[...] Hab Euch nicht vergessen. Ihr wart immer anständig zu mir. [...] Sind noch Nazi Gerhart noch in Harle. Lebt denn Schuhmacher Ostheimer noch. War ein Nazi aber gegen mich war er sehr gut. [...] Ich kam viel mit deutschen Leuten zusammen, die können nicht verstehen, dass das deutsche Volk von einem Verbrecher Hitler führen lassen.“

In einem zweiten Brief ist zu lesen:

„Meine Frau ist schon sieben Jahre tot. Bin froh, daß sie hier in Amerika wenigstens ihre Ruhe gefunden hat. [...].“

In Harle war es immer ganz gut. Nur die Nazi in Harle die hangen am seidenem Faden.⁵⁾ Ihr Bruder Fritz weiß ja, wen ich meine, die haben nichts Gutes angestellt. Die bekommen noch ihre Strafe. Unser Herr Gott hat dieselben nicht vergessen. [...].“

Zwei weitere Begebenheiten während des Krieges zeigen den Hass einiger Nazis auf die Kirche und deren Repräsentanten. Auf dem Weg zu einem Hausabendmahl am Sonntagmorgen wurden Pfarrer Klepper und Johann Heinrich Momberg, Kirchenältester und Kastenmeister, von Harler SA, die bei Necklowes ihre wöchentliche Versammlung abhielten, aus den Fenstern heraus bespuckt. Um nicht noch mehr Ärger zu bekommen, haben beide betroffene Personen, auch im engsten Familienkreis, geschwiegen. Da Landwirt Johann Heinrich Momberg nichts mit den

2) Der Festschrift zur 700. Wiederkehr der ersten Nennung Felsbergs als Stadt (1286–1986) ist zu entnehmen:

„Am 1. November 1935 berichtet der Felsberger Bürgermeister über die Situation: „[...] Die hiesigen jüdischen Viehhändler haben seit längeren Wochen den Handel mit Vieh überhaupt nicht mehr betrieben. Sie wagen sich nicht mit einem Stück Vieh heraus, wie auch die Bauern hier (...) mit den Juden die früher gehaltenen Handelsbeziehungen völlig abgebrochen haben. [...].“

3) Siegmund Weinstein wurde am 25. 11. 1878 in Felsberg geboren.

4) Die beiden Kinder der Weinstains, Julius (*30.10.1911) und Herda (*9.6.1912), sind bereits am 22. 2. 1938 nach New York ausgewandert. (Dank für die Hilfe bei den Recherchen an den Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e.V. Kassel, Zweigstelle Felsberg.)

5) Soll ausdrücken, dass sie zahlungsunfähig waren. Viele Schuldner hatten im Zuge der Entrechtung der jüdischen Bevölkerung ihre Schulden an die Juden nicht mehr beglichen. Ob dies auch auf die Harler zutrifft, lässt sich nicht mehr klären. Bekannt ist aber, dass auch Harler bei Siegmund Weinstein Schulden hatten.



Erntedankfest 1934: Konrad Wenderoth, Konrad Momberg, Lehrer Brandt.

Nazis zu tun haben wollte, wurde ihm während der Kriegszeit offen angedroht, ihn nach (siegreicher) Beendigung des Krieges in die besetzten Ostgebiete zwangsumzusiedeln.⁶⁾ Andere zeigten sich geradezu begeistert von der Idee, nach dem Krieg in der Ukraine einen landwirtschaftlichen Betrieb mit großen Ländereien zu übernehmen. Auf Heimaturlaub Ende Februar 1943, sechs Wochen vor seinem Tod, hat Landwirt und Hoferbe Karl Dilcher⁷⁾ noch verkündet, dass er nicht mehr nach Harle zurückkehren werde, sollte der Krieg gewonnen werden.

Der 1939 von Deutschland begonnene Zweite Weltkrieg veränderte recht bald das Leben im Dorf. Schon ab September mussten, um sich vor möglichen Luftangriffen zu schützen, in den dunklen Stunden alle Lichter der



Soldat Paul Gerhardt sen.

Häuser ausbleiben. Außerdem durften die Glocken, ohne dass dies näher begründet worden wäre, vom 23. September 1939 nicht mehr läuten, sogar bei Beerdigungen nicht. Groteskerweise wurden die Kirchengemeinden jedoch dazu verpflichtet, die Einnahme Warschaus mit einem einstündigen Glockengeläut bekannt zu machen!

Gefahr drohte den Glocken, als diese aus dem Kirchturm geholt und zur Waffenherstellung eingeschmolzen werden sollten. Anscheinend aber war der technische Aufwand aufgrund der Architektur des Harler Kirchturmes zu groß für das angestrebte Unterfangen. Die damals schon mehr als vierhundert Jahre alten Glocken blieben im Kirchturm.

Kriegsleid

Der Winter 1939/40 zeigte aber auch der Dorfbevölkerung die Entbehrungen im Krieg. Weil der Güterverkehr massiv eingeschränkt wurde, fehlte die Kohle zum Heizen. In den überwiegend kalten Wintern des Krieges zog der Frost somit in manches Haus ein.

Am meisten aber litten die Menschen unter den Einberufungen. Die Söhne und Väter zogen in den Krieg und in den Familien machten sich große Sorgen um das Leben derselben breit. 38 Männer, einer von ihnen, Heinrich Brandau, erst 17 Jahre alt, fielen im Krieg.

Was die Männer durchmachen mussten, lässt sich nur erahnen. In einem Brief von Georg Otto, Vater von Ernst Otto, an die befreundete Familie Amert am 4. Oktober 1943 hören sich die unvorstellbaren Erlebnisse so an:

„[...] daß waren wieder harte Tage, die wir nun wieder mal gut hinter uns haben. Da

kam doch keine Post und ging auch keine von hier fort. Das kann man Euch in den Briefen so gar nicht schildern, wie das so vor sich geht. [...]“

Am 16. Februar 1944 schreibt der Obergefreite Georg Otto:

„[...] Ich habe auch die letzte Zeit wenig Post bekommen, das lässt aber daraus schließen, weil ich selber auch wenig schreibe. Die ganze Scheiße hängt einem bald zum Halse raus, wir sind jetzt wieder auf eine beschissene Ecke gekommen, nach Witebsk, wird Euch wohl durch das Radio bekannt sein. [...]“

Dies sind die ersten Briefe aus dem Krieg, in denen nicht ständig vom heldenhaften Kampf geschrieben wird. Am 24. Juli 1944 fällt Georg Otto an der Ostfront. Vielleicht haben die Angehörigen von Georg Otto auch einen Brief des Kompanieführers mit einigen „tröstenden Worten“ erhalten. In dem Brief an die Angehörigen von Karl Dilcher war folgendes zu lesen: „[...] Ihr Sohn fiel als einer meiner tapfersten Männer der Kompanie, der in vielen Gefechten unerschrocken sein Leben zum Schutze der Heimat und für unseren Führer eingesetzt hat. Möge die Gewissheit, daß Ihr Sohn nicht zu leiden brauchte, Ihnen ein kleiner Trost sein.“

6) Erinnerungen von Wilhelm Momberg. Dieser hat die Begebenheit von seinem Vater auf einem Heimaturlaub 1943 erfahren.

7) Da der Hof der Dilchers in der Obergasse 9 ohne Nachkommen war, wurde der Neffe Karl Dilcher als Hoferbe auserkoren. Im Alter von neun Jahren ist Karl von seinen Eltern in der Gensunger Straße weg zu seiner Verwandtschaft in die Obergasse gezogen. Karl war mit Leib und Seele Landwirt. Dies kommt aus den vielen Feldpostbriefen deutlich zum Ausdruck. Nach dem Krieg hat sein Bruder Helmut Dilcher die Landwirtschaft übernommen.

Auch viele Männer, die den Krieg als Soldaten überlebten, haben lebenslänglich mit traumatischen Erlebnissen zu kämpfen. Ein Harler Mann hatte im hohen Alter immer wieder vor Augen, wie drei deutsche Soldaten gegen Kriegsende wegen „Feigheit vor dem Feind“ vor den eigenen Kameraden aufgehängt wurden.

Als beispiellose Katastrophe stellte sich die Überschwemmung der Ländereien an der Schwalm und des Unterdorfes dar, welche durch die Bombardierung der Edertal-Sperre im Mai 1943 hervorgerufen wurde. Anders als andere Dörfer hatte Harle kein Menschenleben zu beklagen. Dennoch war der materielle Schaden immens. Um nur ein Beispiel zu nennen, musste Heinrich Dilcher in Folge der Überschwemmung sein Malergeschäft ruhen lassen, ab 1945 wurde es dann schließlich wegen Materialmangel geschlossen. Das Wasser stand bis unter die Decke des Kellers des Wohnhauses, in dem die Malerutensilien gelagert wurden. Diese wurden überwiegend unbrauchbar. Um zu retten was zu retten war, hat sich Heinrich Dilcher durch stundenlanges Arbeiten im Wasser ein Rückenleiden zugezogen, so dass er über ein halbes Jahr keiner schweren Arbeit nachgehen konnte.

Eine weitere regionale Katastrophe war die Bombardierung Kassels durch englische Fliegerverbände in der Nacht vom 22. auf den 23. Oktober 1943. Ältere Harler können sich noch genau an den Angriff und den Lichtschein der brennenden Stadt erinnern. Zwei Tage später ist eine Gruppe von Harler Männern und Jugendlicher auf einem Lkw nach Kassel zu Aufräumarbeiten gefahren. Kassel hatte in jener Bombennacht mehr als 10000 Menschenleben zu beklagen.

Ein Teil des Bombenschutts aus Kassel wurde entlang des Bahndammes zwischen Altenburg und Wabern abgeladen. Wenn man genau hinschaut, erkennt man, dass der Bahndamm besonders breit ist und in diesem Bereich die Trümmer enthält. Auch die Tennisanlage beim Bahnübergang nach Lohre ist darauf angelegt. Zur Entladung des Schutts wurden ukrainische Zwangsarbeiter herangezogen, die in einem Lager an der Bahn

zwischen Lohre und Harle untergebracht waren. Da die Verpflegung offensichtlich schlecht war, sind einige der Zwangsarbeiter abends ins Dorf gekommen und haben gegen Essen Arbeiten im Stall bzw. auf dem Feld übernommen. Das abgebildete Dokument des Zwangsarbeiters Iwan Pilipienko verdeutlicht diesen Zusammenhang. Dies kam der Bevölkerung durchaus gelegen, da die Männer im wehrfähigen Alter alle im Krieg

Übersetzung aus dem Ukrainischen.

Station W a b e r n Bez. Kassel.

Ich, Iwan Pilipienko aus Skoselskaja, Gebiet Gorla, arbeitete bei der Eisenbahn in Wabern, Bez. Kassel, vom 17. Juni 1944 bis 30. Mai 1945. Es ging mir sehr schlecht, da wir nur mit Kohlrabi ernährt wurden, die wir ja in Russland sonst nicht kannten und die selbst das Vieh nicht fressen wollte, ich aber sollte es essen, oder vor Hunger sterben.

Ich erkläre hiermit, dass ich bei dem Bauer Johannes Ostheimer nachts zur Arbeit gehen musste, obwohl wenig Arbeit da war.

Aber er ist ein vernünftiger Mensch, obgleich er arm ist. Er hat mich die ganze Zeit mit Essen unterstützt und mir auch mit Kleidungsstücken ausgeholfen, (Anzügen und Schuhen). Das tat er trotz seiner Armut über 1 + 2 Jahre. Er war immer sehr vernünftig und hatte Verständnis für meine Lage betreffend der Kälte und des ausstehenden Hungers und der sonstigen Lebensbedingungen in Deutschland.

gez. I. Pilipienko.

waren und akuter Arbeitskräftemangel herrschte. Es gab aber auch Kriegsgefangene, die größeren Bauern im Ort zugewiesen waren.

Ab Herbst 1944 kam es zu ersten Luftangriffen in unserer Region, die in Wabern und Gensungen erhebliche Schäden anrichteten. In Gensungen kamen bei einem Angriff mehr als 80 Menschen ums Leben. In spärlichen Aufzeichnungen von Maria Dilcher während der Kriegszeit fand dieses Ereignis allerdings seinen Niederschlag: „Im Nov war ein Angriff auf die Bahn in Gensungen, fielen Volltreffer auf den Hockenhof, der vollständig zerstört wurde und viele Menschen, die in dem massiven



Das Bild aus dem Fotoalbum der Familie Dilcher zeigt Arnold Stieglitz, Ernst Momberg, Karl Dilcher und Willi Lohr. Drei der hier abgebildeten Jungen sind später im Krieg gefallen, Willi Lohr verstarb 1988.

Hause Schutz suchten, fanden dort den Tod.“ Ziel der amerikanischen Luftwaffenverbände mit den berühmten doppelrumpfigen P-38 Lightnings waren strategisch wichtige Verkehrsverbindungen. Am 5. November 1944 und am 22. Februar 1945 fanden die Angriffe auf Eisenbahnzüge in Wabern statt. Dabei griffen die Flieger über Harle hinwegfliegend die Waggonen an.

Aus Angst vor Luftangriffen auf die Harler Kirche hat im Dezember 1944 Pfarrer Klepper die Hochzeit von Wilhelm und Maria Momberg im Elternhaus stattfinden lassen.

Besonders bitter für die Harler war die Einberufung der 15- und 16-jährigen Jugendlichen zum Volkssturm. Zunächst ging es im Oktober und November 1944 zu Schanzarbeiten an den Westwall. Mit dabei waren Georg Bergmann, Gustl Botte und Horst Richter.⁸⁾ Auf der nächsten Seite ist ein Brief von Gustl Botte an Lehrer Brandau abgedruckt. So schön, wie es der Brief vermittelt, muss es dann doch nicht gewesen sein. In Erinnerung an diese Tage blieben die mangelhafte Ausrüstung, durchgefrorene Füße und durchnässte Kleidung. Auch die eintönige Schanzarbeit habe nicht zur guten Stimmung beigetragen.

Mitte März 1945, 14 Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner in Harle, musste sich eine kleine Gruppe Harler Jugendlicher (unter ihnen Georg Bergmann, Willi Brandau und Herbert Hahn)

in der Walkenmühle in Melsungen-Adelshausen melden, um im letzten Aufgebot Hitlers, dem Volkssturm, für den Endsieg zu kämpfen.

Der Vater von Georg Bergmann wollte seinen Sohn kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner von dort wieder abholen. Er fand die Jugendlichen aber nicht mehr vor. Bei seiner Rückkehr war Harle bereits von den Amerikanern besetzt.

Für die Jugendlichen ging es von Melsungen zu Fuß und in Nachtmärschen in den Harz. Sie hatten zwar noch alte Gewehre und Panzerfäuste bekommen, aber eine Ausbildung fand praktisch nicht mehr statt. In Schierke gerieten sie kampflos in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Von dort ging es in ein Kriegsgefangenenlager nach Bad Kreuznach, wo die Gefangenen unter freiem Himmel Wetter und Hunger ausgeliefert waren. Erst Ende August 1945 wurden sie entlassen.

Das bittere Ende und die Entnazifizierung

Im März 1945 rückten die Amerikaner immer näher. Der Bevölkerung wurde aber unter Androhung der Todesstrafe verboten, sich zu ergeben. So dauerte es bis zum Karfreitag, den 30. März, dass Harle besetzt bzw. befreit wurde. Aber auch die nächsten Tage waren noch durch erschreckende Szenen geprägt. Zwischen Harle und Unshausen sowie im Harler Wald fand man jeweils einen erschosse-

⁸⁾ Horst Richter ist in der Obergasse 6 geboren worden und nach dem Krieg nach Falkenberg gezogen. In seinem Geburtshaus ist hin und wieder die Verwandtschaft aus Recklinghausen anzutreffen, die das Wochenende in Harle verbringt.

nen und ausgeraubten Mann. Auch an der Zuckerfabrik lagen noch drei Tage nach Einmarsch der Amerikaner getötete deutsche Soldaten eines Flak-Geschützes. Erich Freudenstein ist dieser Anblick bis heute im Gedächtnis geblieben.

Der verlorene Krieg malte seine eigenen Bilder, welche Pfarrer Klepper folgendermaßen beschrieb:

„Auf den Landstraßen vollzieht sich ein ungewohnter Wanderverkehr. Ausgebombte und Evakuierte ziehen nach allen Richtungen mit Kind und Kegel, ihre Habe auf Handwagen befördernd, zu Fuß durchs Land, der Heimat zustrebend. Auf Fuß- und Nebenwegen begegnet man deutschen Soldaten in Zivil, die ihre Familien aufsuchen und sich dann den Feinden stellen wollen.“

Nach dem Krieg wurde die Entnazifizierung zum Teil durch Masseninhaftierungen eingeleitet. In Harle betraf dies bereits vier Wochen nach Kriegsende Oberstellwerksmeister Adam Sämmler und Landwirt Otto Ast, vermutlich auf Grund ihrer Stellung als NSDAP-Ortsgruppenleiter. Im September 1945 wurden dann ebenfalls Lehrer Brandau, Kaufmann Heinrich Dilcher, Schuhmacher Johannes Ostheimer, Landwirt Heinrich Wiegand und Landwirt Johannes Griesel verhaftet. Die Inhaftierung der Letztgenannten dauerte bis Juni 1946. Diese Verhaftungen gingen auf eine Liste zurück, die einige Harler Bürger angefertigt hatten.

Warum nur diese Personen denunziert wurden, andere Nazis aber verschont blieben,

lässt sich nicht abschließend klären. Landwirt Konrad Wenderoth, begeisterter Parteigänger und SA-Mitglied, wurde nach dem Krieg nicht verhaftet. Dieser hatte im neu entstandenen Gemeinderat einen Fürsprecher, der ihn von der Liste hat streichen lassen.

Die Entnazifizierung war ein Maßnahmenbündel der vier Siegermächte nach dem Sieg über Hitler-Deutschland, die deutsche Gesellschaft vom Nationalsozialismus zu befreien. Dies sollte im Zusammenhang mit einer umfassenden Demokratisierung und Entmilitarisierung geschehen.

In der amerikanischen Besatzungszone, dazu gehörte unser heutiger Kreis, wurden mehrere hundert regional zuständige Laiengerichte, die sogenannten Spruchkammern, von der amerikanischen Militärregierung eingerichtet. Damit wurde die praktische Durchführung der Entnazifizierung an deutsche Behörden übertragen. Unter Aufsicht der Amerikaner wurde in vielen Fällen individuell zu Gericht gesessen, um die Angeklagten in die folgenden fünf Gruppen einzuteilen: Hauptbeschuldigte, Belastete (Aktivi-

sten, Militaristen, Nutznießer), Minderbelastete, Mitläufer und Entlastete.

Es ist anzunehmen, dass von den oben genannten Harlern alle vor einer solchen Spruchkammer erscheinen mussten. Exemplarisch für die vielen Entnazifizierungsverfahren soll hier über eine Verhandlung vor einer

Westen, den 22.11.1944

Lieber Herr Lehrer Brandau und liebe Kinder der Harler Schule!

Ich will Ihnen und den Schulkindern einige Reihen aus dem Westen senden.

Es geht mir noch sehr gut, welches ich auch von Ihnen und den Kindern hoffe. Bei uns lag der Schnee schon einmal 20 cm hoch, was bei Euch da unten wohl noch nicht der Fall sein wird. Das Essen ist bei uns sehr gut. Es gibt alle paar Tage Bonbons, das ist bei mir nämlich die Hauptsache. In einigen Wochen werden wir wieder entlassen werden, so dass wir Weihnachten zu Hause feiern können.

Es grüßt Sie und die Schulkinder,

Jg. Gustl Botte

und Jg. Horst Richter. Besonders viele Grüße an Erich Freudenstein und Ewald Stieglitz

Diese Sätze schrieb Gustl Botte vom Westwall an Lehrer Brandau.

Spruchkammer berichtet werden.

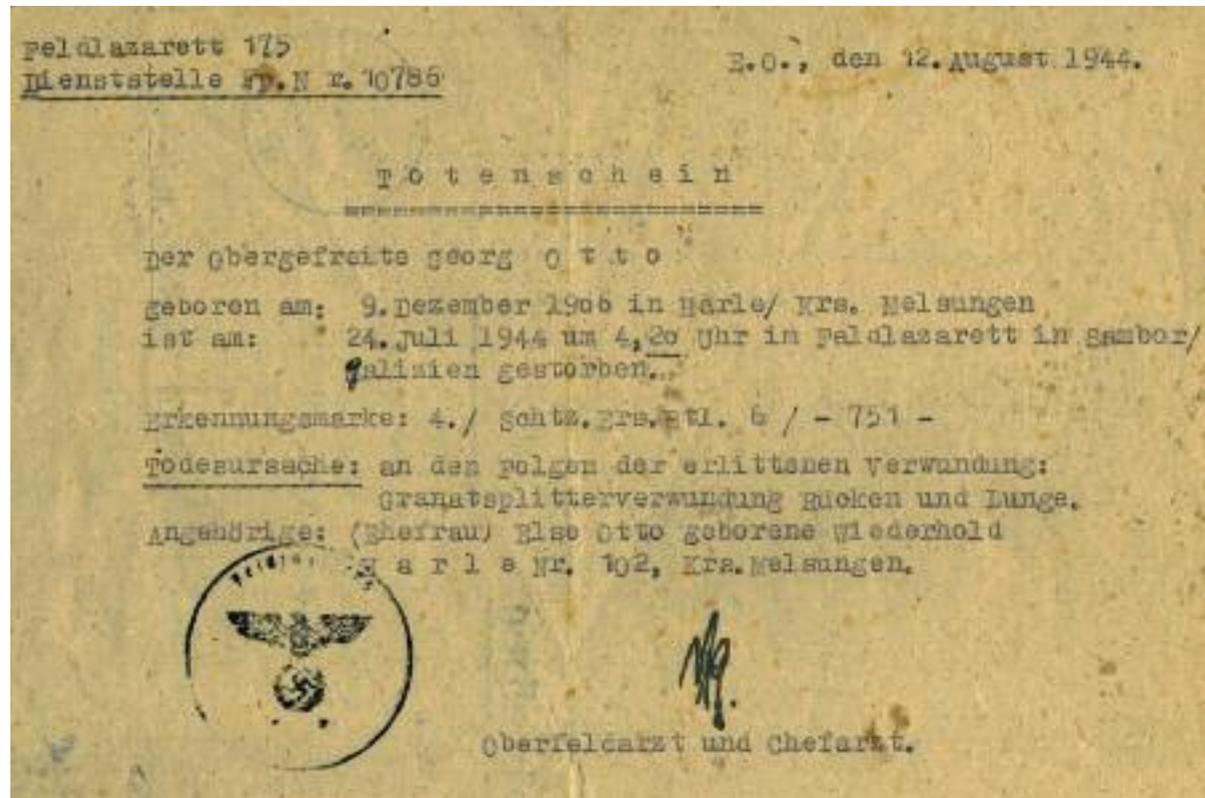
In den Hessischen Nachrichten vom 17. Januar 1948 ist über den ehemaligen Ortsgruppenleiter Otto Ast folgendes zu lesen:⁹⁾

⁹⁾ Quellenverzeichnis: Hessische Nachrichten vom 17. Januar 1948; freundlichst überlassen von Thomas Schattner.

„Die Revision von Otto Ast, dem zeitweiligen NSDAP-Ortsgruppenleiter von Harle, war im Entnazifizierungsverfahren soweit. Nun ging es vor der Spruchkammer in Melsungen weiter. Zuvor war Ast bereits am 14. November 1946 von der Spruchkammer Darmstadt-Lager zu drei Jahren Arbeitslager verurteilt worden. Danach wurde er am 13. Mai 1947 in das Arbeitslager Wetzlar zur Ableistung seiner Sühne überwiesen.

Ast war seit 1930 NSDAP- und SA-Mitglied gewesen, dazu Blockleiter, stellvertretender Zellenleiter, sowie von 1939 bis 1940 Zellenleiter. Diese Ämter führte er aus voller politischer Überzeugung aus und noch 1948 stand er voll und ganz zu seiner damaligen politischen Haltung. Allerdings waren in seiner Ortsgruppe andererseits keine Vergehen gegen die Menschlichkeit feststellbar.

So lautete der Spruch, dass Ast in die Gruppe drei von fünf möglichen (Minderbelasteter; zwischen Hauptschuldigen und Mitläufern) einzustufen sei. Das bedeutete, zwei Jahre auf Bewährung (die Maximalstrafe) und 2000,- Mark Sühne. Dazu kamen drei Morgen Landentzug zu Siedlungszwecken und 60 Tage Arbeit für öffentliche Zwecke. Parallel dazu wurde sofortige Haftentlassung angeordnet.“



Das Leben des Soldaten Georg Otto: oben links Georg Otto als Soldat, rechts daneben die Familie. Das Ende einer hoffnungsvollen Familie: Der Totenschein, ausgestellt in einem Feldlazarett in Sambor/Galizien.

Danke an Johanna Dilcher für die Übersetzung alter Dokumente.

Briefe aus dem Krieg

Hartmut Dilcher



Was hat der gemeine Soldat von der Front zu berichten? An dieser Stelle werden zwei Briefe des Gefreiten Karl Dilcher veröffentlicht. Der erste Brief ist an Lehrer Georg Brandau gerichtet:

Im Osten, d. 12.07.42

Liebe Familie Brandau!

Vorerst recht herzlichen Dank für das Päckchen mit Zigaretten. Freute mich sehr darüber, aber es tat doch nicht nötig, so viele zu schicken. Hoffe, daß es Ihnen allen dreien noch recht gut geht, kann das auch von mir sagen.

Heute Abend nun gehts wieder weiter, werden verladen, Ziel unbekannt, nur das Eine ist gewiss, daß wir zu einem neuen Einsatz kommen. Haben hier in Konstantinowku mehrere Tage in Ruhe gelegen, und auch einen schönen Kameradschaftsabend verlebt. Unser Chef hatte für eine Ukrainer Kapelle und eine Tanzgruppe gesorgt. War das erste Mal, daß wir in Russland ein anständig gekleidetes Mädels gesehen haben.¹⁾ Bevor wir nach hier kamen, waren wir auf der Krim, sollten vor Sevastopol eingesetzt werden, aber am Vorabend fiel die Festung auch ohne unser Eingreifen. Die Krim ist auch ein ödes, armes

Land, besonders im Jailagebirge, allerdings ein vorzügliches Gelände für den Krieg. Der Russe hat das auch gut ausgenutzt, an jeder Straßenecke, an jedem Abhang und besonders in die Kalkfelsen hatte er seine Bunker gebaut. Es war deshalb schon schwierig, überhaupt an die Festung heranzukommen. Nur durch die dauernden Großeinsätze der Luftwaffe, die Tag und Nacht rollten, konnte die Festung fallen. Von der Größe und Wucht der dort eingesetzten Geschütze können Sie sich kaum eine Vorstellung machen, auch ich hätte noch vordem so etwas nie für möglich gehalten. An Infanterie war auf der Krim meist die rumänische Wehrmacht vertreten. Die bewachten auch die endlosen Gefangenenspalisaden und Lager, die manchmal ein ganzes Tal ausfüllten. Wollen hoffen, daß der Russe bald geschlagen ist, und der Krieg in diesem unwirtlichen Lande sein siegreiches Ende findet.

Was macht Klein Gudrun? Bei dem schönen Wetter wird sie sicher den ganzen Tag im Garten spielen, was? Würde ihr gern mal ein Körbchen saftiger Kirschen bringen, die gibt's nämlich hier in Mengen.

In der Schule haben sie sicher auch Arbeit genug, Herr Lehrer, fast 100 Kinder das ganze Jahr alleine unterrichten, ist doch keine Kleinigkeit. Glaube, Herr Dietzel hat es beim Kommissar besser.

Na, in den Sommerferien können Sie ja mal ausruhen. Hier haben wir zur Zeit eine ungeheure Hitze, der Schweiß läuft in Strömen. Unsere Bekleidung ist ja auch zu dick. Ohne Befehl darf weder auf dem Marsch, noch vor dem Freunde ein Ärmel hochgekrempt, noch das Käppi abgesetzt werden. Die sture deutsche Infanterie. Will nun Schluß machen.

Viele herzliche Grüße und nochmals besten Dank

Ihr Karl Dilcher

(Abs. Soldat Karl Dilcher Fpnr. 08319C)

Neun Monate und einen Winter später, noch ist vorsichtiger Optimismus zu erkennen.

Brief an Landwirt Karl Dilcher in Harle:

Im Felde, d. 9.4.43

Meine Lieben! Oben und Unten!

Vorerst die herzlichsten Ostergrüße. Hoffe, daß Ihr das schöne Fest gesund und munter alle erleben könnt. Mir geht's noch gut. Nach Regen folgt Sonnenschein. So ist's auch hier, 5 Tage regnet es ununterbrochen, und heute ist's schön. Eben April. Hier war und ist noch ein unvorstellbarer Schlamm. Könnt Euch gar keinen Begriff davon machen. Es geht hart her, aber doch zu ertragen. Die Verpflegung ist sehr gut, gibt bis zu meinen Jahrgang pro Kopf und Tag 1000g Brot. Da kommt man gut mit aus. Wie ich schon schrieb, bin ich jetzt bei der 5. Komp., ob für immer, weiß ich nicht, vorläufig erst kommandiert. Also statt C B hinten dran schreiben. Wie lange das hier noch dauert, weiß ich nicht. Heute Morgen machte die Luftwaffe wieder rollende Einsätze, da bumste es ganz gehörig. Auch Ari [Artillerie] ist in rauen Mengen da, aber auch auf der Feindseite. Mit Urlaub sieht's mies aus. Na, bis Weihnachten oder Neujahr wird's schon mal klappen. Eine Menge alter Post habe ich auch erhalten, wie ich Euch schon schrieb. Sonst ist mit Post auch hier sehr mies. Anderes geht eben vor. Von unserer Stellung aus haben wir einen schönen Blick auf die Berge, auf denen wir so lange gehockt haben, und die auch

hier in dem Abschnitt nachgehalten werden, auch weiterhin. Liegen nicht weit von Krimskaja, was wir ja auch mit dem Batl. im Sturm einst genommen haben. Glaube, daß der Brückenkopf gehalten wird, und das der Angriff bald wieder weitergeht. Aber Letzteres ist nur eine Vermutung. Ich bin ja noch ausgeruht, aber die Kameraden, die schon den ganzen Winter ununterbrochen in der Scheiße liegen, bedürften doch mal der Ruhe. Die Angriffe des Feindes bei uns sind bis jetzt alle abgewiesen worden, und werden es auch in Zukunft. Die Stellungen sind ziemlich schlecht, hocken richtig gesagt in Erdlöchern. Na, es geht alles vorüber.

Was macht Ihr noch alle? Wie weit seid ihr mit der Frühjahrsarbeit? Ist das Fohlchen gesund und munter? Denke doch, daß es da ist. Sind die Bilder schön geworden?

Für Heute nun die herzlichsten Ostergrüße
Euer Karl

Hoffentlich ist auch Helmut noch wohlauf, letzte Post von Ihm hatte ich letzten Februar. Nachschrift.

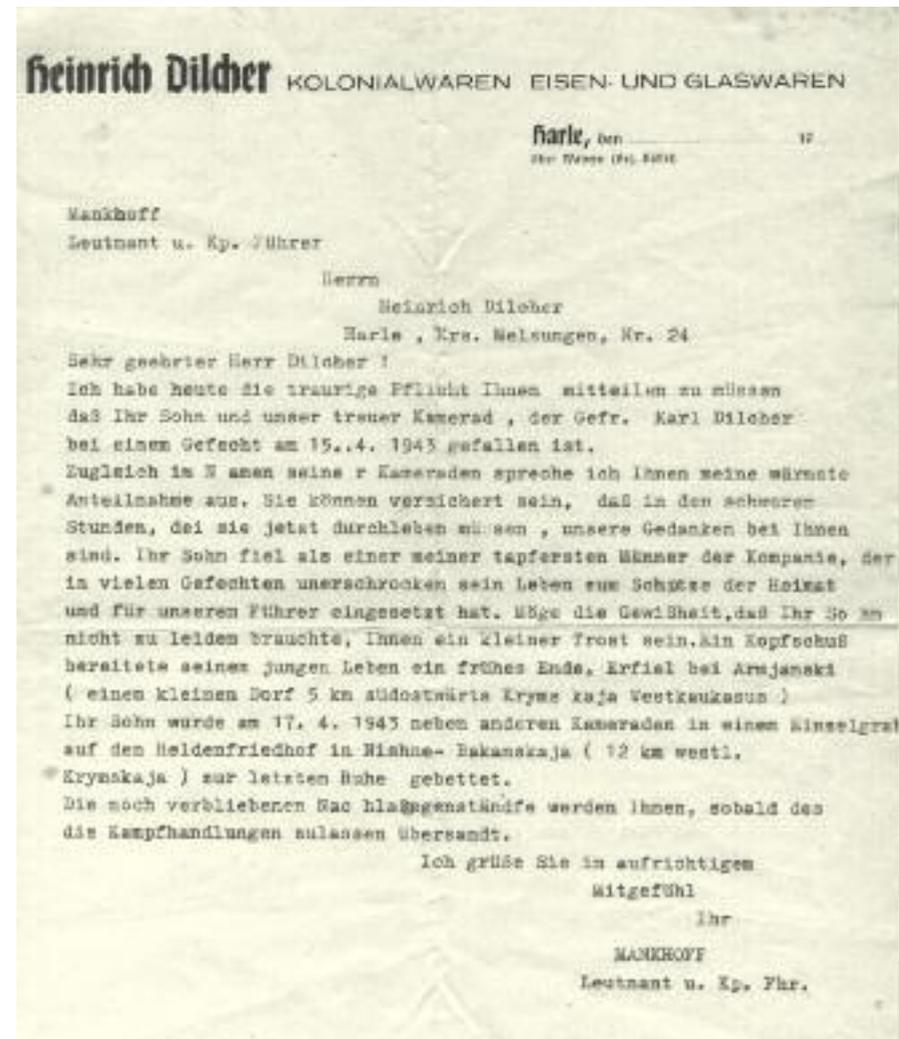
Noch ein klein wenig schönes will ich Euch erzählen, so etwa zwischen den Schlachten? Wir haben bei uns in Bunker eine "Mientzekatze", morgens steht sie vor der Tür, guckt rein, und geht dann auf Jagd, ist aber ziemlich mager, auch verwundet ist sie schon mal. Trotzdem keine 200 m von hier Häuser sind, wo der Russe drin sitzt, teilt Mienze doch mit uns Germanskis Freud und Leid. Mag wohl die Ivanen genauso wenig leiden wie wir. Hat ja auch recht! Nachts liegt sie auf dem Bunker neben dem Ofenrohr. Ist doch eine schöne, kleine Geschichte, was?
Herzlichst Karl

Dies ist der vorletzte Brief, den Karl Dilcher in die Heimat schreibt. Am 13.4.1943 schreibt er seinen letzten Brief. Zwei Tage später ist er tot.

In Harle hat der Ortsgruppenleiter der NSDAP, Adam Sämmler die Aufgabe, die Angehörigen vom Tod ihrer Väter und Söhne zu benachrichtigen. Da Adam Sämmler Nachbar in der Gensunger Straße und gut mit dem Hause Dilcher befreundet ist, vergeht eine Woche, bis er sich traut, die Todesnachricht des Sohnes zu überbringen. Dies geschieht am 2. Mai 1943.

Die Benachrichtigung trägt er all die Zeit mit sich herum. Familie Dilcher erhielt wenig später einen weiteren Brief des Kompanieführers mit der Todesnachricht von Karl Dilcher. Hier ist eine Abschrift wiedergegeben, die Heinrich Dilcher auf das Briefpapier seines Kolonialwarenladens für die Verwandten in der Obergasse anfertigte.

1) Die schlecht und z. T. schmutzig gekleideten russischen Frauen tauchen in vielen Briefen auf. Aus meiner Sicht drängt sich die Frage auf, ob den Soldaten nicht klar war, dass Russland gerade Opfer eines Vernichtungskrieges, auch gegen die Zivilbevölkerung, wurde? Umgekehrt muss man auch fragen, welches Bild sich den alliierten Soldaten 1945 in Deutschland geboten hat.



Brief des Kompanieführers an Familie Dilcher. Hier ist eine Abschrift wiedergegeben, die Heinrich Dilcher auf das Briefpapier seines Kolonialwarenladens für die Verwandten in der Obergasse anfertigte.

Polnische Kriegsgefangene in Harle

Mitte November 1939 kamen zehn polnische Kriegsgefangene in unser Dorf. Sie erhielten ein Lager neben der Scheune des Gastwirts Stieglitz. Sie mussten unter Bewachung eines Soldaten Holzarbeiten im Harler Wald verrichten. Manchmal müssen die Polen auch den Bauern helfen. Ende des Winters wurden fünf Polen in das Gefangenenlager Ziegenhain zurückbeordert.

Die Polen wurden im April 1940 aus dem Lager entfernt und den einzelnen Bauern zugeteilt. Sie wohnten nun bei den Bauern und mussten landwirtschaftliche Arbeiten verrichten. Jetzt im Winter 1941 sind 15 Polen beschäftigt. Sie tragen auf der Brust ein Abzeichen, damit man sie als Feinde erkennen kann.

Französische Kriegsgefangene in Harle

Am 4. August 1940 kamen zwanzig französische Kriegsgefangene in unser Dorf. Sie wohnten in dem früheren polnischen Lager bei Wirt Stieglitz. Unter Bewachung von drei Landeschützen haben sie lange Zeit Uferbefestigungsarbeiten an der Schwalm geleistet. Im Winter 1940/41 haben sie im Holzwald gearbeitet. Am 16. März 1941 wurden die Gefangenen nach Niedermöllrich verlegt.

Beide Berichte aus: Kriegstagebuch der Harler Schule, von zwei Mädchen aufgeschrieben unter der Anleitung von Lehrer Brandau.

Hilfsarbeiten.

Im April 1940 (zum Einrückung des
Führers) wurden im jungen Wald
Krieg mit Aufsicht von Herrn Giering
alle Kriegsverletzten Hilfsarbeiten ge-
sammt. In diesem Zeitpunkt
wurden fünf aus Hilfsarbeiten zu einem
Jahre beurlaubt. Die Herren
wurden große Holzwerke, Holzbock,
Schneefahrer, Kesselschneiderei, Holzbock,
Fischer, Pflanzenschnitten, alle Holzwerke
Zinnarbeiten usw. Ein Gegenstand
wurden in Gefangenen auf ein
Lager verbracht und der Herr
in diesem Werk zugeordnet. Das Jahr
wurde durch Herr Kesselschneiderei, Herr
Fischer und Herr Giering
arbeiten.

Diese Originalseite aus dem Kriegstagebuch drucken wir ohne die Übersetzung ab, um dem interessierten Betrachter ein Lesen der Originalhandschrift zu ermöglichen.

Wie ich als 7-Jähriger die Flut der Edertalsperre am 17. Mai 1943 erlebt habe

Rudi Dieling



„Rudi, Rudi, schnell aufstehen, das Wasser kommt! Heute Nacht haben die Flieger die Edertalsperre kaputt geworfen. Zieh' dich schnell an, wir müssen alles retten.“

Gastwirt und Metzger Heinrich Müller hatte über Telefon Bescheid bekommen und lief im Mühlenweg von Haus zu Haus, um alle zu informieren.

Die Zuckerfabrikarbeiter kamen von ihrem Arbeitsanmarsch zurück (natürlich zu Fuß). Sie wussten auch schon mehr als wir, denn sie waren an der Harler Mühle vorbeigekommen und schon gewarnt worden. Die Mühle hatte bereits einen früheren Anruf erhalten. Die Flieger sollen ein riesiges Loch in die Sperrmauer geworfen haben. Gegen 2.00 Uhr morgens sei es passiert.

„Dann müsste ja das Wasser bald kommen!“ – Aber wie hoch wird es steigen? Eine Tante von mir, die auch vom Arbeitsweg zurückkam, hatte unterwegs schon so einiges gehört – es wird mindestens das halbe Dorf überschwemmt werden. Also, nicht lange überlegen, wir müssen von hier unten im Mühlenweg weg ins Oberdorf; aber was wird aus unserem Vieh – einem Schwein, vier Ziegen und 10 Hühnern? Während wir noch ratlos dastanden, kam Heinrich Müller mit einer fahr-

baren Schweinestärke auf den Hof. Das Schwein hinein und ab mit ihm ins Oberdorf. Im Wegfahren rief meine Mutter noch: „Macht in der Zeit die Ziegen los und bindet sie an den Handwagen, fangt die Hühner und steckt sie in Säcke, ich komme dann gleich zurück und helfe euch.“ Mein Bruder und ich taten, wie die Mutter gesagt hatte und ehe sie zurück kam, standen wir mit unserem Ziehwagen und den Ziegen schon bei Dilchers Lebensmittelladen. Die Mutter kam den Bindegraben herunter und rief schon von weitem: „Hier hoch bei Lissjchens in den Stall.“ Lissjchens waren die Schreinermeister Brandau/Meier (Ecke Bindeweg/Obergasse). Mit Karacho fuhren wir den Bindegraben hoch und brachten die Tiere in den Stall. Dann sind wir noch einmal nach Hause, um eventuell noch etwas zu retten, aber wir kamen nur noch bis zur Linde. Die Nachbarn winkten uns schon zurück und sagten dann: „Wir hören es schon von weitem rauschen.“ Einige Leute aus dem Unterdorf und wir Kinder gingen dann den Bindegraben wieder hoch und die Obergasse entlang, dort waren wir vermutlich auf der sicheren Seite. Danach sind wir Eberts Gasse wieder herunter gegangen, um neugierig abzutasten, wie hoch das Wasser nun

kommen würde. Und tatsächlich stand das Wasser schon bis an den Steinweg, wo nach dem Krieg Walkenhorsts Bäckerbude stand (Küllmer Berg). Als nächstes galt es, herauszubekommen, wo wir mehr sehen konnten und wo es am ungefährlichsten war. Also gingen wir nach oben bei Wedemanns um die Ecke in Richtung Griesels und Otten bis an Griesels Rain. Hier konnte uns nichts passieren, denn es waren schon viele Erwachsene aus dem Dorf versammelt und wir fühlten uns sicher.

Da sahen wir das ganze Elend: Alles eine Wasserflut bis hinüber an die Bahn, ein Strom, der alles mitbrachte und alles mitnahm, was ihm in die Quere kam. Dieses enorme Ausmaß der Flut habe ich heute noch vor Augen, immerhin hatte die Bombe, wie man später erfahren musste, ein 70 Meter breites und 22 Meter tiefes Loch in die Sperrmauer gerissen: 160 Millionen Kubikmeter Wasser stürzten zu Tal. Was an diesem Morgen bis mittags hier vorbei trieb, konnte man sich gar nicht alles merken. Aber so manches geht einem nicht aus dem Kopf, z.B. eine Kuh, ein Schwein, viele Gänse und Hühner, Ackerwagen, Misthaufen oder Strohbantzen (Strohgebunde), Holzzäune und vieles mehr. Hier stand ich nun bis zum späten Mittag. Ob mich meine Mutter gesucht hat (ich war damals ja erst 7 Jahre alt), und ob ich etwas zu essen oder zu trinken bekommen habe, daran kann ich mich nicht mehr erinnern.

Gegen 2 oder 3 Uhr nachmittags ging das Wasser langsam zurück, das beobachteten wir wieder am Steinweg. Gegen 4 Uhr fing ich an, durch das Wasser zu waten bis an unser Haus und konnte dann hinein gehen. In den Zimmern war alles okay, aber dann die Keller-

terrasse hinunter, waren alle Stufen voller Schlamm. Als ich dann in die Waschküche kam, sah ich die Reste bzw. die obere Kruste von vier Brotlaiben an der Decke hängen, der Rest war sicherlich im Schlamm und im Schleim auf der Treppe geblieben und auf dem Fußboden. Die Kartoffeln im Keller lagen alle im Matsch und Schlamm. Ein zum Teil aus Lehm gemauerter Backofen war total zusammengefallen.

Das Gesehene wollte ich nun schnellstens meiner Mutter und meiner Tante im Dorf mitteilen, ging wieder die Außentreppe herunter, rutschte auf den Schlammspuren aus und saß mit dem Hintern im knietiefen Wasser.

Am Abend konnten wir dann alle zurück ins Haus. Mutter, Tante und Bruder; unser Vater war damals im Krieg in Russland. Hier konnten wir nun alle Schäden begutachten: Schlamm,

Schlamm und nochmals Schlamm im gesamten Untergeschoss und im Stall. Auch der Garten war eine Schlammebene und sein Zaun weggerissen. Am nächsten Tag ging es gleich ans Reinigen und Schmutz entfernen. Am darauffolgenden Tag haben wir die Kartoffeln aus dem Keller zum Trocknen auf den Hof gebracht. Damals hatte man noch 20 bis 30 Zentner Kartoffeln im Keller für Mensch und Vieh.

Bei näherer Betrachtung hatten wir als Laien schon festgestellt, dass das Wasser bis zur Decke gestiegen war. Als dann aber Fachleute den Schaden begutachteten, stellten sie fest, dass das Wasser bis in die Decke eingedrungen war. Somit mussten Trockenöfen aufgestellt werden und in die oberen Dielenfußböden wurden Trocknungslöcher gebohrt. Nach vielen Tagen des Trocknens fiel uns

dann in den oberen Zimmern auf, dass sich alle unsere Fußbodendielen beim Betreten nach unten durchbogen. Der beim Bau unterfüllte Sand war zum Teil ausgespült worden und hatte sich erheblich gesetzt. Nach vielen Wochen und Monaten, zum Teil erst nach Jahren haben wir dann alle Decken in unserem Haus erneuern müssen. Weiterhin wurde später noch festgestellt, dass der untere Rundumbalken (untere Mauerpfette) im Fachwerk nicht ausgetrocknet und zum großen Teil verfault war. Das bedeutete für meinen Vater und mich nach dem Krieg, das ganze Haus rundum von einem Fachwerkhaus in ein Massivhaus umzubauen. Diese Nacht vom 16./17. Mai 1943 und seine Folgen haben sich derart in mein Gedächtnis eingepreßt, dass ich es heute, nach mehr als sechzig Jahren, in dieser Form noch aufschreiben kann.



Diese Bilder können nur einen kleinen Eindruck von dem Leid vermitteln, welches die Menschen in Harle und in anderen Dörfern entlang des Ederflusses in der Folge des Bruchs der Edertalsperre in der Nacht auf den 17. Mai 1943 erlebt haben.

Wie ich den Einmarsch der Amerikaner erlebte

Otto Eubel

Karfreitag, den 30. März 1945

Wir wohnten im Hause meiner Großeltern in der Hauptstraße 92, der heutigen Gensunger Straße 3. Mein Großvater Konrad Momberg war Bürgermeister.

Durchziehende Menschen auf der Flucht vor den Amerikanern kündigten schon einige Tage zuvor das Nahen der Front an. Unruhe bemächtigte sich der meisten Dorfbewohner. Einige bereiteten sich auf ihren Rückzug in den vermeintlich sicheren Wald vor.

Am Karfreitagmorgen kamen kleinere Gruppen von Soldaten durch das Dorf. Sie berichteten, dass die amerikanischen Panzerspitzen schon recht nahe seien. Andere gruben sich in einem wahnwitzigen Versuch nahe der Schwalmbrücke ein, um mit einer Panzerfaust die Amerikaner aufzuhalten. Einige Soldaten versuchten sich Zivilkleidung zu beschaffen, um der Gefangenschaft zu entgehen.

Im Laufe des Vormittages zeigten sich auf der Lendorfer Höhe die ersten Panzer, um die Lage im breiten Tal zu sondieren. Die auf den Abstellgleisen des Waberner Bahnhofes abgestellten Nachschub- und Materialzüge wurden beschossen. Ebenso die große Feldscheune des Karlshofs nahe der Zuckerfabrik. Sie ging in Flammen auf. Hier hatten sich wohl einige der zurückweichenden deutschen Soldaten in

Stellung gebracht. In der Scheune war eine größere Menge an Rohzucker gelagert. Durch die große Hitze wurde dieser flüssig und tränkte das Erdreich. Noch nach vielen Monaten lag über diesem Platz ein widerlich süßer Geruch. Es wurden auch tote deutsche Soldaten hier gefunden. Immer wieder versuchten Soldaten sich festzusetzen. Ein weiterer toter Soldat wurde in der Nähe vom Bäuwinkel gefunden. Er wurde auf dem Harler Friedhof beigesetzt. Heute ruht er auf dem Soldatenfriedhof Merxhausen. Einige der zurückweichenden Soldaten hatten wohl die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage erkannt und tauschten ihre Uniform gegen Zivilkleidung um. Das wurde sehr aufmerksam von den bis dahin Kriegsgefangenen und ehemaligen Zwangsarbeitern verfolgt. Diese lieferten die so Untergetauchten später an die eingedrungenen Amerikaner aus.

In der folgenden Zeit kamen die Motorengeräusche immer näher. Unruhe kam auf. Unsere Familie ging in den Hohlen Weg in einen so genannten Splitterbunker. Heute stehen dort die Häuser Metz und Ostheimer. In dem Erdgraben war es feucht und eng. Da es bis dahin relativ ruhig blieb, gingen wir in der Mittagszeit nach Hause. Daheim erreichte uns ein Anruf aus Niedermöllrich, dass gleich die Ederbrücke gesprengt würde, was auch nach kurzer Zeit geschah. Man wollte wohl den Vormarsch aufhalten. Vereinzelt wurde auch aus Niedermöllrich geschossen. Die amerikanischen Panzer nahmen daraufhin Niedermöllrich unter Beschuss. Wir versammelten uns mit Nachbarn in unserem Keller. Mein Opa und ich schauten hin und wieder aus der Haustür nach der Lage. Dann fuhr ein aus Richtung

Schwalmbrücke kommender Panzerspähwagen durch das Dorf bis zum Ortsausgang nach Rhünda. An manchen Häusern wehten weiße Fahnen. Er kam zurück und kurz darauf rückten Panzer, Kettenfahrzeuge und Lkw im Dorfe ein. Bald darauf hielt ein Jeep vor unserem Haus. Man war wohl gut informiert. Der Offizier in schussbereiter Begleitung fragte in gutem Deutsch: „Ist hier das Bürgermeisteramt?“ Auf die Bejahung kam die unmissverständliche Anforderung „Alle Personen verlassen sofort das Haus. Hier ist die Kommandantur“. Im Haus von Konrad Schmidt schräg gegenüber wurde der Sanitätsbereich eingerichtet. Wir verließen ohne großes Handgepäck das Haus. Unsicher suchten wir einen Weg zwischen all den Kriegsfahrzeugen ins Oberdorf und fanden im Haus von Lehrer Dietzel erste Aufnahme (heute Familie Rainer Walkenhorst).

Der Vormarsch der Amerikaner kam ins Stocken. In Werkel leisteten deutsche Panzer Widerstand. Jagdbomber und Panzer nahmen das Dorf unter Beschuss und richteten große Zerstörung an. Ebenso in Niedermöllrich, wo viele Gebäude durch Brand und Granattreffer zerstört wurden.

Am späten Nachmittag – in der Futterzeit – wagten wir uns wieder nach Hause, um nachzuschauen und das Vieh zu versorgen. Der Weg zurück war ein einziger Hindernislauf zwischen den Militärfahrzeugen, umgefahrenen Licht- und Telegrafmasten und dem damit einhergehendem Gewirr an Drähten. Dazu kam die Angst in dieser bedrohlichen Situation vor der Ungewissheit und dem Neuen. Von weitem sahen wir schon die zerrissenen Akten aus dem Bürgermeisteramt auf

der Straße liegen. Wegen der zerstörten Leitungen gab es weder Strom noch Telefon. Neben unserem Haus stand im Kumpesweg ein Aggregatfahrzeug und versorgte die Kommandantur mit Elektrizität.

Vor dem erleuchteten Haus angekommen, fuhr mir der Schrecken in die Glieder. Vor jedem der beiden Eingangspforten stand ein baumlanger Farbiger mit einem Messer in der Hand. Dieser ungewohnte und überraschende Anblick steigerte meine Angst. Sicher war von beiden nichts zu befürchten. Psychologisch war der Anblick jedoch sehr wirkungsvoll für alle, die daran vorbei mussten. Wir wurden an der Haustür abgewiesen und gingen verängstigt ins Oberdorf zurück. Aber nicht zu Dietzels, sondern zu Mombergs (Kaspersch), einer Schwester meiner Oma, weil dort mehr Platz war. Dort angekommen, vermissten wir meinen Opa Konrad Momberg.

Wir nahmen nun an, dass er von den Amerikanern, weil er der Bürgermeister war, festgehalten worden sei. Er hatte sich nach einer kurzen Befragung, uns nicht mehr ansichtig, wieder zu Dietzels, unserem Ausgangsort begeben. Seine Abwesenheit machte uns große Sorge. Wir konnten wegen der Ausgangssperre nicht nach ihm suchen. Erleichtert fanden wir am anderen Morgen wieder zusammen.

Die Nacht war sehr unruhig. An Schlaf war nicht zu denken. Panzer waren an mehreren Punkten in der Gemarkung aufgefahren und beschossen über das Dorf hinweg weitergelegene Ziele. Aber auch die auf dem Verschiebebahnhof Wabern stehenden Güterzüge wurden beschossen. Dazu kamen die Erlebnisse des vergangenen Tages, die uns keinen Schlaf finden ließen.

Karsamstag, den 31. März 1945

Am Karsamstagmorgen wurde meinem Opa

und meiner Tante erlaubt, das Vieh zu füttern und zu melken. Während ihrer Arbeit traf ein Querschläger – woher der auch immer kam – auf einen der Panzer. Sofort gab es laute, kurze Befehle. Die Fahrzeugmotoren sprangen an. Das Haus wurde fluchtartig verlassen. Man dachte wohl an einen Angriff auf die Kommandostelle. Der Zustand im Haus war erschreckend. Schränke waren aufgebrochen, deren Inhalt lag herum. Vieles fehlte. Besonders Dinge, die als Souvenir zu gebrauchen waren, wurden mitgenommen. Anderes wurde achtlos zerstört. Wiederholt mussten Familien ihre Häuser räumen. Sie dienten den nachrückenden Truppen als Quartier. Für uns Kinder brachte die Zeit viel Neues. Wir bekamen Süßigkeiten wie Schokolade und Kaugummi und Dinge, die uns bisher unbekannt waren. Wir arrangierten uns leichter als manche Erwachsene mit der neuen Zeit.

Lager der Kinderlandverschickung in Harle

Viele Städte waren durch Luftangriffe bis zur Unbewohnbarkeit zerstört und wurden durch weitere Angriffe in Angst und Schrecken versetzt. Die Versorgung mit Nahrungsmitteln und Dingen des täglichen Lebens war schlecht. Am meisten litten die Kinder unter diesen Zuständen. Um die Lage der Kinder zu verbessern und die Mütter für andere Aufgaben frei zu bekommen, wurden diese Lager eingerichtet. Sie entstanden auf dem Land in größerem Abstand zu den Städten und möglichen Angriffszielen. Die Lager der Kinderlandverschickung (KLV Lager) unterstanden der Hitlerjugend (HJ).

Im Mai 1944 entstand ein solches Lager in unserem Dorf. 35 bis 40 Mädchen aus zwei unterschiedlichen Altersklassen der Bürgerschule aus Kassel-Niederzwehren waren hier untergebracht.

Die Schülerinnen wurden von zwei Lehrerinnen unterrichtet.

Frau Schade unterrichtete die älteren Mädchen im Saal der Gastwirtschaft und Metzgerei Müller (heute Landgasthof Bartalos). Frau Lohfink, die ihren 10-jährigen Sohn Elmar mit dabei hatte, unterrichtete die jüngeren Mädchen zusammen mit den Harler Kindern im unteren Saal der Harler Schule. Der Saal der Gastwirtschaft Stieglitz (heute das Dorfgemeinschaftshaus) diente als Schlafräum. Die aufgestellten Etagenbetten wurden durch Spindreihen getrennt.

Unterstützt wurden die beiden Lehrerinnen bei der Betreuung durch zwei ältere BDM-Führerinnen (Bund Deutscher Mädchen).

Im Saal des Gasthauses Müller wurden auch die Mahlzeiten eingenommen. Für die Verpflegung waren eine Küchenleiterin und zwei Küchenhelferinnen zuständig. Gekocht wurde in der Küche und in der Metzgerei.

Die Einrichtung bestand von Mai 1944 bis zum Einmarsch der Amerikaner im März 1945.

Der Harler Kindergarten vor dem zweiten Weltkrieg

Otto Eubel

In der Mitte der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts entstand in Harle der erste Kindergarten. Geöffnet war er vom zeitigen Frühjahr bis zum Herbstende. Der überwiegende Teil der Frauen und Mütter war damals in der Landwirtschaft tätig, um, wie es hieß, die Volkswirtschaft zu stärken und um möglichst

viele Frauen für andere Aufgaben frei zu bekommen. So wurden die Kindergärten auf dem Land aus politischen Gründen eingerichtet.

Der Harler Kindergarten bestand räumlich aus zwei Teilen. Mittelpunkt war das Haus 98 $\frac{1}{2}$ von Christian und Helene Bäcker am Ortseingang aus Richtung Wabern, heute das Haus der Familie Detlef Klein. In der ersten Etage waren die Aufenthaltsräume und die Ruheräume. Im Keller befanden sich die sanitären Anlagen.

Bei gutem Wetter ging es über einen Feldweg, den heutigen Flurweg, zum Schützenhaus im Lehmgraben. Die Räume des Schützenhauses durften mitbenutzt werden. Natürlich gab es eine Rasenfläche und einen großen Sand-

kasten für das Spiel im Freien. Am südlichen Rande des Geländes befand sich ein doppeltes Häuschen mit Herzchen in den Türen. Auf der Friedhofseite stand das Verladegerüst der Sand- und Lehmgrube. Ein ideales Spielgelände für uns Kinder.

Anfangs war Elisabeth Demel aus Kassel als Kindergärtnerin tätig, ihr folgte Erna Sippel, ebenfalls aus Kassel, danach kam Gustchen Mänz aus Spangenberg. Alle drei Kindergärtnerinnen wohnten während ihrer Dienstzeit im Hause Momberg, Hauptstraße 92.

Nach Kriegsbeginn setzte der Staat andere Prioritäten und der Kindergarten wurde in den folgenden Kriegsjahren aufgelöst.

Die Zeit des Kindergartens war eine neue und interessante Erfahrung für uns Dorfkinder.



Von links: Walter Schnettler, Kindergärtnerin Gustchen Mänz, davor Inge Schnettler, Berta Eubel, Günter Schmidt, Helga Schmidt, Luise Amert, Emma Gerhardt, Änne Riemenschneider, Hans Lohr, Anni Meier, Elli Lumm.



Kinder spielen vor dem Schützenhaus im Lehmgraben.

Harler Soldaten im Zweiten Weltkrieg

Gefallen:

Heinrich Freudenstein	1915 – 1939 (W)
Andreas Bähr	1918 – 1940 (W)
Konrad Riemenschneider	1911 – 1941 (O)
Georg Clobes	1918 – 1941 (O)
Ludwig Meier	1920 – 1941 (O)
Heinrich Reitze	1915 – 1941 (O)
Heinrich Gude	1921 – 1942 (O)
Ernst Freudenstein	1921 – 1942 (O)
Karl Brandau	1912 – 1942 (O)
Ernst Momberg	1922 – 1942 (O)
Heinrich Steinbach	1942
Arnold Stieglitz	1922 – 1942 (O)
Arnold Eckhardt	1904 – 1943 (O)
Johannes Sämmler	1923 – 1943 (O)
Karl Dilcher	1922 – 1943 (O)
Martha Kuhn	1943 (H)
Heinrich Wollenhaupt	1917 – 1944 (H)
Arnold Bergmann	1923 – 1944 (O)
Wilhelm Schmidt	1902 – 1944 (W)
Georg Otto I	1906 – 1944 (O)
Johannes Brandau	1914 – 1944 (O)
Johannes Besse	1906 – 1944 (O)
Karl Emde	1901 – 1944 (O)
Konrad Dünzebach	1919 – 1944 (W)
Erich Scherp	1926 – 1944 (O)
Hans Momberg	1925 – 1945 (O)
Eduard Gumbel	1923 – 1945 (H)
Heinrich Brandau	1927 – 1945 (O)
Karl Clobes	1908 – 1947 (G)

Vermisst blieben:

Heinrich Eberwein 1941 (O), Konrad Jäger 1943 (O), Georg Otto II 1944 (O), Karl Pittich 1944 (O), Albert Müller 1944 (O), Karl Stieglitz 1944 (O), Wilhelm Schmidt 1944 (O), Heinrich Bäcker 1944 (O), Heinrich Besse 1945 (O), Karl Keim 1945 (O), Heinrich Wiederhold 1945 (O).

Aus den 1945 abgetrennten deutschen Ostgebieten fielen:

August Reichelt (1940), Werner Herzmann (1941), Leo Jochim, Willi Braun, Heinz Lübke (1942), Ernst Lindhof (1943), Josef Bielert, Heinz Skowron, Walter Kirbis (1944), Hubertus Klein, Emil Klarner, Günter Klein, Anton Krusch, Georg Sobotzki, Franz Scholz, Karl Wagner, Alfred Erdmann (alle 1945).

Vermisst blieben:

Karl Hess, Richard Motl, Rudolf Lehanka, Franz Lübke, Anton Rubisch.

(W) = Westfront, (O) = Ostfront, (H) = Heimat, (G) = Gefangenschaft



Flucht, Vertreibung, Neuanfang



Nach Ende des II. Weltkrieges wurde West- und Mitteldeutschland in die vier Besatzungszonen der Siegermächte aufgeteilt. Ostdeutschland – das waren Schlesien, Ostbrandenburg, Pommern, Danzig und Ostpreußen – wurde lediglich unter polnische und russische Verwaltung gestellt. Das Sudetenland war wieder Teil der Tschechoslowakei geworden. Restdeutschland musste zirka 14 Millionen Flüchtlinge und Heimatvertriebene aufnehmen, davon etwa 10 Millionen in Westdeutschland (BRD) und ca. 4 Millionen in Mitteldeutschland (DDR). Ungefähr 2 Millionen Menschen fanden durch Flucht und Vertreibung den Tod. Auch in Harle kamen 1946 zwei große Flüchtlingstrecks aus dem Sudetenland und aus Oberschlesien an. In Harle waren schon aus Kassel Ausgebombte und einzelne Flüchtlinge oder Flüchtlingsfamilien untergekommen, als dem Dorf noch diese zwei großen Gruppen zugeteilt wurden. Sie kamen in Städte und Dörfer, deren Bevölkerung selbst geschunden war: Millionen fristeten als Evakuierte und Aus-

gebombte ihr Leben. Auch in den Dörfern lebten die Menschen in Not, wenn sie hier auch meist nicht vom Hungertod bedroht waren.

Im April 1946 kamen aus Schlesien 108 Personen, ungefähr 27 Familien oder Frauen mit Kindern. Sie stammten fast alle vom Gut Sonnenberg im Kreis Falkenberg in der Nähe von Oppeln. Die ganze Domäne hatte im Februar 1945 in einem Treck von 16 Wagen die Heimat verlassen müssen und war nach vier Wochen strapaziöser Fahrt in Labant, Kreis Tachau, im Sudetenland angekommen. Unterwegs versagten bei einem Gefährt die Bremsen, es kam zu einem Unfall mit sieben Toten. Erst nach einem Jahr erfolgte dann die Ausweisung. Siehe hierzu den Artikel aus den Hessischen Nachrichten vom 11. April 1946.

Im Juli 1946 kam ein zweiter Flüchtlingstransport nach Harle, diesmal aus dem Sudetenland. Es waren Sudetendeutsche, die aus ihrer angestammten Heimat im Landkreis Mies bei Pilsen vertrieben und nach Westdeutschland ausgewiesen wurden.

Kreis Melsungen

Melsungen (Erster Flüchtlingstransport im Kreise Melsungen.) Bereits vor etlichen Wochen war den hiesigen Kreisbehörden mitgeteilt worden, daß der erste Flüchtlingstransport aus dem Osten jeden Tag eintreffen könne. Am vergangenen Donnerstag wurde der erste Transport gemeldet und traf in den Abendstunden des 1. April auf dem Bahnhof in Gensungen ein. Die Zahl der Flüchtlinge, unter denen sich vor allem Frauen und Kinder befinden, beträgt 1306, die auf 16 Ortschaften unseres Kreisgebietes verteilt werden. — Dank der frühzeitigen Benachrichtigung über die Ankunft des Transportes konnten die Dienststellen des Kreises den Empfang bis ins einzelne vorbereiten — so konnten vor allem zum schnellen Abtransport in die Aufnahmeorte eine sehr große Zahl von Kraftfahrzeugen und Pferdefuhrwerken bereitgestellt werden, so daß in den Morgenstunden des Dienstag bereits 600 Flüchtlinge zu ihren Aufnahmeorten unterwegs waren. Auch die Verpflegung der Flüchtlinge war bereitgestellt und schon kurz nach der Ankunft des Zuges konnte eine Suppe verabreicht werden. — Leider ereignete sich ein sehr bedauerlicher Unfall. Eine 79 Jahre alte Frau, die eigenmächtig ihren Wagen verließ, lief beim Überschreiten der Bahnanlagen in einen gerade einlaufenden Zug, von dessen Rädern sie erfaßt wurde; der Tod trat sofort ein. Jg.

Dieser Zeitungsartikel vom April 1946 aus den Hessischen Nachrichten berichtet über die Entwicklung der Flüchtlingsbewegung im Kreis Melsungen.

Zeitzeuge Martin Hentscher

Mit diesem Flüchtlingstransport sind wir Schlesier aus Sonnenberg im Kreis Falkenberg und Turawa im Kreis Oppeln/Oberschlesien mit 108 Personen am 2. April 1946 nach Harle gekommen.

Am 5. Februar 1945 begann unsere Flucht mit 180 Personen vor der russischen Armee in Richtung Westen. Der Treck bestand aus Planwagen mit Pferdegespannen und Traktoren. Er führte uns über Neisse, Bad Landeck, Glatz, durch das Glatzer Gebirge, Bad Reinerz, Königgrätz, nördlich an Prag vorbei, durch das gesamte Sudetenland über Saaz und Marienbad nach Labant im Kreis Tachau, 18 Kilometer vor der Bayerischen Grenze. Es wurden zirka 520 Kilometer getreckt, überwiegend zu Fuß bei Kälte, Schnee und Eis; auch ich mit acht Jahren musste diese Strecke zu Fuß zurücklegen.

Zu den Strapazen kam noch ein tragischer Unglücksfall am 14. Februar 1945 bei Bad Reinerz im Adlergebirge. Der in dem Treck mitfahrende Trecker fuhr voraus und verunglückte auf einer abschüssigen Strecke. Der

Trecker und der erste Anhänger hatten sich durch das Bremsen schräg gestellt. Der zweite An-

hänger hatte alles den steilen Abhang herunter geschoben und war dann über den ersten Anhänger nach Bruch der Kupplung in die Tiefe gerollt. Bei diesem schweren Unfall waren sieben Tote zu beklagen und zwölf mehr oder weniger schwer Verwundete. Nachdem die Verwundeten versorgt waren, fuhr der Treck am 16. Februar 1945 weiter. Die Angehörigen der Toten und Verwundeten blieben zurück. Am 4. März 1945, also nach 28 Tagen, kamen wir in Labant an. Die Tschechen ließen uns aber nicht nach Bayern weiter fahren (die Amerikaner waren noch nicht in der CSSR einmarschiert), sondern zwangen uns, auch nach einer Entscheidung der Siegermächte vom 2. August 1945 insgesamt ein Jahr lang in der Tschechoslowakei zu bleiben. Erst am 30. März 1946 erfolgte die Ausreise nach Hessen. Das Ziel war unbekannt. Die Hoffnung aller, in unsere Heimat Schlesien wieder zurückkehren zu können, war von den Alliierten zunichte gemacht worden. Am 31. März 1946 begann unsere Ausreise aus der CSSR in einem Güterzug mit dem Ziel Hessen. Am 1. April 1946 kamen wir in Gensungen im Kreis Melsungen an. Übernachtung im Güterwagen auf dem Bahnhofsgelände. Am 2. April 1946 wurden wir mit Lkw und Pferdewagen nach Harle gebracht, bei diesem Transport waren auch einige heimatvertriebene Sudetendeutsche. Nach 14 Monaten Flucht und Vertreibung kamen wir mit nur noch 108 Per-

sonen in Harle an und fanden hier eine neue Heimat. Im ehemaligen Gasthaus Stieglitz (jetzt Dorfgemeinschaftshaus) wurden wir dann von dem Wohnungskommissar Hans Sämmler in die einzelnen Häuser/Bauernhöfe eingewiesen. Die zugewiesenen Wohnräume waren für beide Seiten nicht immer zufriedenstellend. So wurden z.B. fünf Erwachsene und ein Kind in zwei Räumen von 20 Quadratmetern Wohnraum mit drei Betten einquartiert! Wir waren am Ende unserer Flucht angekommen und nunmehr wieder in Deutschland, hatten erst einmal ein Dach über dem Kopf und es bestand die Hoffnung, dass es nur noch besser werden konnte. Für viele Schlesier sind Harle und Hessen zur neuen Heimat geworden. An dieser Stelle möchte ich mich für die gute Aufnahme in Harle bedanken, da ich mich noch sehr gut an die Kinder- und Jugendzeit, auch an die Schulzeit erinnern kann. Bedanken möchte ich mich für die umsichtige Treckführung des Landesforstmeisters Hertz-Kleptow und dem Förster Franz Jonietz und anderen, die gemeinsam unseren Treck bestens durch die Wirren am Ende des zweiten Weltkrieges geführt haben.

Herr Jonietz hat dann unsere Ausreise nach Harle organisiert und sich weiterhin für uns engagiert.



Das schlesische Wappen repräsentiert die seit 1163 selbständigen Herzogtümer Breslau und Ratibor. Auf Beschluss des Völkerbundes 1921 wurde ein großer Teil Oberschlesiens dem polnischen Staat zugeschlagen. 1926 erhielt Oberschlesien ein eigenes Wappen. Es zeigt die obere Hälfte eines goldenen Adlers als Symbol der Teilung. Die Sensenklinge steht für Landwirtschaft, Hammer und Schlegel für Bergbau.



Ergänzen möchte ich die Berichte des Herrn Jonietz zu der Situation der Flüchtlinge mit einigen persönlichen Bemerkungen:

In Zeitungsartikeln vom 18. April 1946 (Chronik Archiv) wird realistisch die Lebenssituation der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen und der einheimischen Bevölkerung geschildert. Es fehlte insbesondere an Wäsche, Kleidung, Haushaltsgegenständen, Kochgelegenheiten, an

Wohnraum und Nahrung, und an Arbeitsplätzen. Auch wir Schulkinder haben für ein Mittagessen oder Abendessen in der Landwirtschaft helfen müssen. Es wurde improvisiert und es musste irgendwie weitergehen. So schildert Herr Jonietz in seinem abschließenden Bericht, dass er mit seinen Männern von April 1946 bis Juni 1946 Brennholz im Gemeindewald geschlagen hat und danach Fichten gepflanzt wurden. An einer Wegekreuzung in der Gemarkung wurde eine Flüchtlingseiche gepflanzt. Ob die noch existiert?

Für eine Gemeinde war es schon eine Herausforderung, so viele Flüchtlinge aufzunehmen und zu versorgen. Ich kann mich noch erinnern, dass wir vom Winter 1945 bis zum



Historische Postkarte der Stadt Falkenberg in Ober-Schlesien aus dem Jahr 1900.

Sommer 1946 keinen Schulunterricht hatten. Durch die erhöhte Schülerzahl wurden ca. 40 bis 50 Kinder und mehrere Jahrgänge in einer Klasse unterrichtet. Unterricht war in zwei Schulräumen vormittags und nachmittags. Die Flüchtlinge waren überwiegend katholisch. Einige Jahre wurde der katholische Gottesdienst in der evangelischen Kirche zu Harle abgehalten.

Nachdem die anfänglichen schwierigen Jahre überstanden waren, haben in den 1950er Jahren viele Flüchtlinge und Heimatvertriebene Einhei-

Ein Flüchtlingstreck auf dem Weg Richtung Westen.

mische geheiratet, Häuser gebaut und sich vollständig in das dörfliche Leben integriert. Sie haben damit bekundet, dass sie in ihrer neuen Heimat angekommen waren und nunmehr dazugehörten. Eine Rückkehr in die alte Heimat war stets ungewiss. Wir haben zuerst bei Familie Heinrich Meier in der Obergasse gewohnt, später bei Otto Metz und dann bei Bürgermeister Hans Sämmler.

Meine Mutter († 1982) und mein Bruder

Walter († 2005) zogen 1958 nach Felsberg während ich mit meiner Frau seit 1957 in Melungen lebe. Wir erinnern uns gerne an die Zeit, die wir in Harle verbringen durften und besuchen noch heute gern viele Bekannte.



Schilderung von Ursula Lehnart, geb. Dittmann

Im Januar 1945 im Alter von 13 Jahren musste ich mit meiner Familie (Mutter, Großmutter und 6 Kinder – ich war die älteste, die beiden jüngsten, Zwillinge, waren gerade ein dreiviertel Jahr) Breslau, unsere Heimat, verlassen. Nach einer Odyssee durch Deutschland – vom Sudetenland bis an die Ostsee – landeten wir in Bartelshagen in der russisch besetzten Zone. Über das Rote Kreuz erfuhren wir die Adresse meines Vaters. Ihn hatte es nach Harle verschlagen.

Man brauchte eine Zuzugsgenehmigung, um von der russischen in die amerikanische Zone umzuziehen. Durch persönlichen Einsatz des damaligen Bürgermeisters Pittich erhielten wir sie schließlich im Oktober 1946.

Es war für uns ein aufregender Moment. Nun endlich konnte gepackt werden. Die paar Habseligkeiten, die wir besaßen, waren schnell zusammengepackt und verstaut. Wir waren sehr aufgeregt, was uns nun erwartete. Wir freuten uns riesig auf das Wiedersehen mit unserem Vater! Unsere Fahrt ging von Bartelshagen nach Wabern. Zu der Zeit lief in Wabern in der Zuckerfabrik gerade die Rübenkampagne, bei der Vater Schichtdienst hatte. Also gingen mein Bruder und ich dort hin, um meinen Vater zu holen. In

einem Brief beschrieb er uns den genauen Plan. An der Pforte wusste man schon Bescheid und mein Vater wurde auch gleich geholt. Die Wiedersehensfreude war riesengroß.

Nun ging es zum Bahnhof, wo die Mama, die Geschwister und die Oma warteten. Umarmungen und Tränen lösten sich ab.

Nun endlich sollte es nach Harle gehen. Wir nahmen den Weg hinter der Schwalm durch die Wiesen. Von da aus war es bequem zum Haus von Familie Lohr zu kommen, wo mein Vater ein Zimmer hatte. Er gab zu, dass es ihm peinlich gewesen war, uns in unserem abgerissenen Zustand durchs Dorf zu führen, unsere Kleidung sah mittlerweile doch sehr mitgenommen aus. In der Küche bei Familie Lohr stand für uns ein großer Topf mit Gemüsesuppe und ein Gugelhupf bereit. Kaffee

kochte uns mein Vater. Familie Lohr war auf dem Feld zur Arbeit und so konnten wir uns am Abend erst bedanken und uns vorstellen. Ein paar Nächte war dies unser Zuhause.

In der Zwischenzeit hatte man uns eine Wohnung zugewiesen, die noch mit den nötigsten Möbeln bestückt werden musste. Diese Wohnung bestand aus einem großen Zimmer und aus einer schmalen Kammer. Das große Zimmer war Küche, Wohnraum und Schlafzimmer für die Eltern. In der Kammer schliefen wir sechs Kinder und die Oma. Wir hatten Stockbetten, was immer große Gaudi gab für die, die nach oben mussten. Zur Toilette mussten alle Hausbewohner ums Haus auf den Hof, das sogenannte Plumpsklo. Wasser für den täglichen Gebrauch holten wir aus der Waschküche im Keller. Die Vermieter waren ganz nett bis auf die Oma, sie bezeichnete

uns ständig als Russen, weil wir Kinder barfuß gingen und aus dem sogenannten Osten kamen. Sie war sehr böse zu uns. Sie selbst nahm auf nichts Rücksicht. Sie stellte sich mitten auf den Hof, zog die Röcke breit und verrichtete ihre Notdurft. Oder sie schüttete aus dem ersten Stock ihren Nachttopf aus, wenn wir unten vorbeigingen. Für uns war das unerklärlich, aber wir ließen uns von ihr nicht unterkriegen, obwohl wir sehr darunter litten. Mein Vater arbeitete inzwischen bei der Bahn in Wabern. Er machte dort Schrankendienst, bekam daher wenig mit, was so tagsüber passierte.



Die Familie Dittmann vor ihrer Flucht in der Heimat an der Oder: von links Wolfgang, Ulla, Mutter Käthe, Werner und Christa.

Die Einheimischen waren nicht so gern bereit Flüchtlinge aufzunehmen. Aber wir konnten ja auch nichts dafür, dass wir unsere Heimat Breslau hatten verlassen müssen. Nach geraumer Zeit bekamen wir eine größere Wohnung zugewiesen. Dort waren wir Kinder überhaupt nicht gern gesehen. Bei jeder Gelegenheit bekamen wir dies zu spüren.

Nun einmal ein paar Worte zum Umzug. Die Wohnungen lagen nur zwei Häuser entfernt, also konnten wir unsere paar Habseligkeiten per Hand tragen. Mein Vater hatte einige Möbel von guten Bekannten bekommen, für jeden ein Bett, einen Kleiderschrank und etliche Sachen für eine Kücheneinrichtung. Am schwierigsten war der Transport des Kleiderschranks, denn das Treppenhaus war zu schmal, aber er musste in den ersten Stock. Also wurde ein Strick besorgt und das Ganze durchs Fenster von der Straße aus probiert. Aber, oh Schreck, der Strick riss, bevor das Fenster erreicht war. Der Absturz war nicht zu vermeiden, unten fing mein Vater den Schrank mit dem Rücken auf. Beide blieben heil. Ein neuer Versuch wurde mit einem neuen Strick gestartet, der hielt, es war geschafft.

Die Wohnung war räumlich sehr angenehm, aber das Drum und Dran sehr beschwerlich. Jeder Tropfen Wasser musste rauf und runter befördert werden. Bei acht Personen kein Pappentiel. Wenn es ans Baden ging, waren einige Liter für alle nötig. Rauf und runter. Der Wasserhahn war unten auf dem Hof.

Mein Vater bewarb sich bei der Bahn in Kassel und wurde auch angenommen. Er arbeitete auf der Strecke beim Gleisbau, war von Montagmorgen bis Freitagnachmittag unterwegs. Wenn er dann heimkam, mussten wir

ihm berichten, was in der Woche so los gewesen war. Er war immer dann stinksauer, wenn etwas vorgefallen war und es gab heftige Debatten zwischen ihm und dem Vermieterhepaar. Wenn wir zum Beispiel Holz und Kohlen hoch trugen, hatten wir in deren Augen schmutzige Schuhe, oder beim Wassertragen haben wir selbstverständlich etwas verschüttet. Jeder von uns hatte Angst, allein durchs Treppenhaus zu gehen. Sofort ging die Küchentür auf und es wurden uns böse Schimpfworte nachgerufen. Sie scheuten auch nicht davor zurück, einfach unsere Türen zu öffnen und in unsere Räume zu schauen, alles ohne einen Vorwand.



Bruno Dittmann verdiente sich als Eisverkäufer zusätzlich Geld für den Lebensunterhalt seiner Familie. Das Eis wurde mit Hilfe von Heinz Stieglitz im Keller des ehemaligen Gasthauses Stieglitz (Pauls) selbst hergestellt.

Meine Mutter und wir Kinder gingen nach der Kornernte zum Ährenlesen, welche wir dann gegen Mehl eintauschen konnten. Ebenso stoppelten wir Kartoffeln auf den abgeernteten Feldern. Wir gingen Bucheckern im Wald sammeln, wofür wir in Caßdorf in der Mühle Öl eintauschen konnten. Wenn es die Zeit erlaubte, ging mein Vater zu den Bauern zum Getreidedreschen, dafür bekam er dann Weizen und Roggen. Das Getreide konnten wir dann in Mehl umtauschen, um beim Bäcker Brot dafür zu bekommen. Die Lebensmittel waren ja immer noch rationiert. Mein Vater sah immer zu, dass er etwas zu Essen für die Familie organisieren konnte. Zum Beispiel spielte er mit dem Bäcker aus Wabern Tischtennis, dafür bekam er, wenn er verlor, Brot und Brötchen, er verlor natürlich öfters. Es gab ja immer noch Lebensmittelmarken, und so war für uns Vertriebene alles reichlich knapp. An dieser Stelle möchte ich auch einige positive Dinge berichten. Einige Einheimische gaben uns Kindern Kleidung mit einem lieben Wort. Außerdem bekamen wir mal etwas Geschlachtetes, eine Wurst, Fett, Speck und ein Stück Fleisch. Auch hatten wir einen Garten, in dem wir Kartoffeln und Gemüse anbauten und Beerensträucher pflanzten. Wir Kinder wurden älter und es stand an, eine Lehrstelle zu finden. Zuerst aber musste mein Vater bei der Bahn eine Festanstellung haben, was dann auch glückte. Am 15. Februar 1951 zog meine Familie nach Kassel-Rothenditmold. Ich blieb in Harle, weil ich hier meine Liebe fand. Wir heirateten am 24. Februar 1951. Noch heute lebe ich in Harle bei der Familie meiner älteren Tochter.

Magdalene Weiss, Hanni Besse und Franz Kraus erinnern sich

aufgezeichnet von Sigrid Foerster

Die in Harle angekommenen Sudetendeutschen stammten aus den Ortschaften Schöntal, Ottrotschin, Lingau bei Schweißing im Kreis Mies und Kottiken, 4 Kilometer von Pilsen entfernt.

Alle Männer dort waren im Mai 1945 abgeholt und im Schlosskeller in Schweißing interniert worden. Danach wurden sie ins „Porey“ verbracht – das berüchtigte Gefängnis der Region für Schwerverbrecher. Von rund 15 dort Internierten starben mehr als die Hälfte in der ungefähr siebenmonatigen Haft.



Die neuen Harler Bürger zeigen bei einem Festumzug in Harle stolz Trachten aus ihrer verlorenen Heimat. von links Theresia und Karl Lehnhart, Hedwig Kas, Herbert und Trudel Glatzel, Marie Reichelt. Mit dem Rücken im Bild Margit Hasch. Im Hintergrund spielt auf der Klarinette Matthias Hasch.

Sie und andere nach Tschechien Verschleppte, die dort bei Bauern Fronarbeit leisten mussten, wurden kurz vor dem Termin der Aussiedlung freigegeben. Innerhalb weniger Tage mussten alle die Heimat verlassen. Dabei wurden auch Familien auseinandergerissen, einige landeten in Bayern beispielsweise, ihre Angehörigen in Nordhessen.

Dies bedeutet, dass allein für diese beiden großen Flüchtlingsgruppen aus Schlesien und dem Sudetenland – meist Familien oder Frauen mit ihren Kindern – mindestens 50 Unterkünfte gefunden werden mussten.

Harle hatte vor dem Zuzug der Flüchtlinge, den Zuweisungen von Ausgebombten und anderen Personen, die in den Nachkriegswirren eine neue Heimat suchten, rund 700 Ein-

wohner. Diese Zahl erhöhte sich auf zeitweise ungefähr 1200. Aus den Nachkriegsjahren gibt es keine offiziellen Unterlagen mehr.

Es blieb nicht aus, dass es da zu Spannungen kam, die Wohnung oder das eigene Haus musste mit den Zugezogenen, den „Flüchtlings“, geteilt werden. Die Ablehnung basierte noch auf einer anderen Ebene, dem unterschiedlichen Glauben. Während die Einheimi-

schen evangelisch waren, waren die Flüchtlinge und Vertriebenen in der Regel katholisch. „Du kannst jede Frau/jeden Mann mit nach Hause bringen – aber verschone uns mit einer/einem Katholischen. Die/der soll uns nicht ins Haus!“ Das hörten junge Leute häufig, auch noch nach vielen Jahren.

Diese Ressentiments wurden zum Teil auch als von der Kirche geschürt empfunden. Zum Beispiel bemerkten „Flüchtlinge“, dass der damalige Pfarrer aus den USA angekommene Care-Pakete nur an „Hiesige“ verteilte.

Einmal wurden die Katholischen, die am Konfirmationsgottesdienst teilnahmen, vor dem Abendmahl der Konfirmanden von ebendiesem Pfarrer aus der Kirche geschickt. (Übrigens gingen auch die Evangelischen, die nicht an dem Abendmahl teilnahmen, während des Predigtliedes aus dem Gottesdienst).

Auf der anderen Seite war den „Flüchtlings“ erlaubt, jeden Sonntag in der Harler Kirche ihren Gottesdienst abzuhalten. Der damals neu eingesetzte katholische Pfarrer setzte im Jahr 1981 dieser Tradition ein Ende und die katholischen Harler Bürger besuchten von nun an den Gottesdienst in Wabern.

Es waren oft Kinder und Jugendliche, die als erste Gräben überbrückten. Ein Kind z.B., das ohne Scheu beim Bauern nebenan vorbeischaute, bekam schnell etwas zu essen oder ein nötiges Kleidungsstück zugesteckt. Hinzu kam der offensichtliche Fleiß der Angekommenen. Sie waren sich für keine Arbeit zu schade. Dies wurde natürlich gesehen – und respektiert. Heute, nach mehr als 60 Jahren, sind alle, die hier im Ort geblieben sind, Harler geworden – wenn auch manchmal mit dem Zusatz „Flüchtling“ versehen.

Bericht von Theresia Wurm, geb. in Neustadl, Kreis Mies

aufgezeichnet von Otto Wurm

Im Jahre 1944 habe ich meinen Mann Franz Wurm geheiratet. Wir wohnten ab dieser Zeit auf unserem Bauernhof in Lingau Gemeinde Schweißing Kreis Mies, den wir von meinen Schwiegereltern übernahmen. Zu dem Hof gehörten zirka elf Hektar Ackerland, einige Weiden, sowie zehn Kühe, zwei Ochsen und vier Schweine. Mein Mann betrieb auf unserem Hof eine Schmiede und er war nebenbei Gemeinderechner der Gemeinde Schweißing. Im Januar 1945 mussten wir eine ausgebombte Familie mit 4 Kindern aus Bochum und eine Flüchtlingsfamilie mit 3 Personen aus Schlesien bei uns im Haus aufnehmen. Damals wussten wir noch nicht, dass auch wir einmal irgendwo Zuflucht finden mussten. Wie es dazu kam, lesen Sie nachfolgend. Am 9. Juli 1946, ich war damals gerade 27 Jahre alt und zwei Jahre verheiratet, wurden wir, d.h. mein Mann Franz Wurm (42 Jahre), mein Sohn Franz Wurm (5 Monate) und meine Schwester Margareta Zolles, jetzt Reichelt, und ich von den Tschechen ganz über-



Das Wappen der Sudetendeutschen zeigt links eine Hälfte des Reichsadlers, Symbol für die jahrhundertalte Zugehörigkeit zum Reich. Die rechte Hälfte zeigt einen Teil des Kreuzes des deutschen Ritterordens in Komotau. Als Brustschild trägt der Adler

einen Teil des Wappens der Stadt Eger.

raschend zu Hause abgeholt und in ein Lager in der damaligen Kreisstadt Mies gebracht. Wir konnten nur noch schnell einige Kleidungsstücke und ein paar kleinere Habseligkeiten in zwei Koffern verstauen, die wir mitnehmen konnten. Es waren 50 Kilogramm pro Person erlaubt. Zwei Tage später, am 11. Juli, mussten wir zum zwei Kilometer entfernten Bahnhof laufen und wurden zu je 30 Personen in einen Viehtransportwaggon verfrachtet. Gegen Mitternacht setzte sich der Zug, der aus 10 Waggonen bestand, in Bewegung und die Fahrt ins Ungewisse ging los. Am nächsten Morgen hielt der Zug in Waidhaus. Dort mussten wir alle aussteigen, uns nackt ausziehen und eine Entlausungskammer durchlaufen. Dabei wurden wir alle eingepudert und der Schmucksachen, sowie der versteckten Sparbücher beraubt. Danach wurde die Fahrt fortgesetzt und in Wiesau gab es den nächsten Halt. Die Begleitumstände in den Viehtransportwagen waren alles andere als menschenwürdig, weil die Notdurft auf Eimern verrichtet werden musste, die bei einem Halt des Zuges jedes Mal ausgeleert wurden. Es ging weiter Richtung Bamberg, mit der Befürchtung, dass wir in der damaligen „Ostzone“ landen würden. Als wir aber an Würzburg vorbeifuhren, waren wir erst einmal beruhigt. Der nächste Halt war Melsungen, wo einige Waggonen abgehängt wurden. Die Fahrt ging weiter über die Behelfsbrücke bei Gunterhausen bis nach Gensungen, wo wir am 12. Juli gegen Abend ankamen. Die ersten wurden sodann in einige der umliegenden Ortschaften verbracht. Wir blieben aber noch in der darauf folgenden Nacht in unserem Waggon zusammen und wurden am nächsten Morgen, es war ein

Sonntag, um 10 Uhr nach Harle gebracht. Wir standen mit zirka 60 Personen vor der Gaststätte Stieglitz (später Pauels, heute DGH). Dabei waren u.a. die Familien: Rimsa/Chodora, Lehnhart, Kruse, Kas/Schart, Frank, Lehanka, Fischer, Zederer, Meier, Kraus, Klik, Hasch, Mathias, Motl, Wenig. Der damalige Bürgermeister Pittich und Hans



Die Eltern Theresia und Franz Wurm mit ihren Söhnen Franz und Otto im April 1954 auf der Treppe vor dem Haus Ast.

Sämler mussten für uns alle ein Quartier suchen. Dies war gewiss nicht leicht, denn meist waren es selbst große Familien, die bereits die Ausgebombten aus Kassel sowie Familien aus dem Ruhrgebiet aufgenommen hatten. Es dauerte bis zum späten Nachmittag, bis alle eine Unterkunft hatten. Wir waren die letzten, weil es mit einem Säugling nicht einfach war eine Unterkunft zu finden. So bekamen wir bei Familie Georg Ast in der Hundegasse zwei kleinere Zimmerchen. Wochen später zog ein dort wohnendes Ehepaar nach Wildungen und wir bekamen dann einen etwas größeren Raum. Frau Ast hatte einen großen Garten, dort hat sie meine Hilfe gerne angenommen. Wenn sie etwas übrig hatte, legte sie uns ein Stückchen Speck, Gemüse für eine Mahlzeit oder zwei Eier auf den Schrank vor unserem Zimmer. Wenn man heute zurückdenkt, kann man die Leute von damals verstehen. Gerade weil wir wenig hatten, haben wir doch immer wieder versucht,

uns gegenseitig zu helfen. Unser zweiter Sohn Otto kam im Januar 1948 zur Welt. Getauft wurde er wenige Tage später in der guten Stube von Familie Ast. Eine katholische Taufe, keineswegs selbstverständlich in dieser Zeit in einem evangelischen Haushalt.

Mein Mann Franz Wurm fand zunächst in Fritzlar auf dem Flugplatz bei den amerikanischen Besatzungstruppen eine Anstellung. Etwa ein Jahr später bekam er in der Zuckerfabrik Wabern eine feste Arbeit bis zu seinem tödlichen Unfall in 1964. Ich selbst habe sehr oft bei den Bauern im Stall und auf dem Feld geholfen, um zum Lebensunterhalt meiner Familie beizutragen.

1956 zogen wir in die Jeppe (heute Turmstraße), in ein Häuschen mit der Hausnummer 45 ½, welches der Familie Roland Gerhardt gehörte. Nach unserem Auszug 1961 erwarb der Nachbar Karl-Heinz Wickert das Grundstück und ließ das Haus abreißen. 1960 bauten wir am ehemaligen Feldgarten (Ober-

gasse 41) ein neues Haus, in dem ich heute noch bei meinem jüngeren Sohn Otto und meiner Schwiegertochter Marlis wohne.

Vor ca. 15 Jahren hatte ich nochmals die Gelegenheit meine Heimat zu besuchen und musste feststellen, dass unser ehemaliger Besitz einen sehr heruntergewirtschafteten Eindruck machte. Heute bin ich froh, dass wir in Harle trotz aller Schwiegekeiten, die die Zeit mit sich brachte, so gut aufgenommen wurden und eine neues Zuhause aufbauen konnten. Das gute Verhältnis zur Familie Ast währte über all die langen Jahre, besonders zu Minna Ast hatte ich über die Jahrzehnte eine freundschaftliche Verbindung, wofür ich sehr dankbar bin.

Dieser Beitrag wurde von Otto Wurm am 2. Juni 2008 nach Gesprächen mit seiner Mutter Theresia Wurm geschrieben. Theresia Wurm verstarb am 15. Juli 2008, wenige Wochen nach diesen Aufzeichnungen im gesegneten Alter von 89 Jahren.



Die Vorderansicht des Hofes in Lingau, aufgenommen im Jahre 1970, zeigt den schlechten Zustand des Anwesens.



Dieses Modell des heimatischen Hofes in Lingau fertigte Franz Wurm als Spielzeug für seine Söhne. Die handwerkliche Arbeit ist heute noch erhalten.



Theresia Wurm und Minna Ast auf einer Familienfeier im Jahr 1997. Theresia Wurm verstarb 2008, Minna Ast verstarb 2006.

Die weiße Brücke

In der Nähe unseres Dorfes in Verlängerung der Mühlengasse ist im Jahre 1923 von der Gemeinde eine neue Betonbrücke für landwirtschaftliche Zwecke über die Schwalm gebaut worden. Ausgeführt wurden die Arbeiten durch die Firma Gerdum u. Breuer aus Kassel für die Bausumme von 5500 Reichsmark. Vorher stand an dieser Stelle eine schwere hölzerne Brücke mit zwei Eisbrechern, für Fuhrwerksverkehr jedoch zu schmal. Diese Holzbrücke wurde im Frühjahr 1871 von Johannes Clobes aus Harle für den Betrag von 900 Talern errichtet. Sie ersetzte den alten Gänsesteg, der im Winter 1870 durch Hochwasser und Eisgang zerstört und fortgeschwemmt wurde. Weil die meisten Wiesen auf der anderen Seite der Schwalm liegen, mussten die Fuhrwerke durchs Wasser fahren um Grünfutter, Heu und Grummet einzufahren. Bei Hochwasser war sogar der Umweg bis zur Straße Wabern–Homburg und der

Zuckerfabrik erforderlich. Über die „Weiße Brücke“ konnten die Bauern endlich ihre Wiesen auf der anderen Schwalmseite zu jeder Jahreszeit mit ihren Fuhrwerken erreichen.

Arnold Freudenstein, aus dem Jahr 1937

